

Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

33. Jahrgang

Donnerstag, 24. Juni 1965

Nummer 6

PAUL STIEBER:

150 Jahre Hafnergeschirr aus dem Pustertal

Zur Ausstellung im Museum Schloß Bruck in Lienz, Sommer 1965

Irdene Gefäße haben die Menschheit seit dem Übergang von der Alt- in die Jungsteinzeit begleitet. Nachdem der Mensch alles, was er um sich herum fand, bis dahin nur gesammelt oder benützt hatte, beginnt er, die Dinge aktiv zu formen; für die Bearbeitung und Herstellung von Geräten entwickelt er nun erstmalig das, was wir Technologie oder technologische Methode nennen. Dies setzt einen Sprung in der Weiterentwicklung geistiger Fähigkeiten voraus.

Unter den Technologien, die damals entstanden, ist die Herstellung irdenen Geschirrs wohl die älteste. Man hat versucht, sie aus der Korbflechterei herzuleiten; danach sollten Körbe zum Zweck der Abdichtung mit Lehm verschmiert worden sein. Da man annehmen kann, daß gelegentlich ein solcher Korb ins Feuer fiel, hätte sich so, gleichsam zufällig, irdenes Geschirr ergeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß das so passiert sein kann, aber ebenso gut kann die Umgebung eines Feuerloches hart gebrannt worden sein, und es leuchtet ein, daß man das beobachtet hat, vielleicht durch lange Zeiten. Vielleicht hat man es auch schon so benützt, wie es die Zigeuner heute noch machen, wenn sie Igel backen; sie packen den ganzen Igel in Lehm, backen den Klumpen und zerschlagen diesen dann. Die Stacheln bleiben im hartgebrannten Lehm stecken. Aber die planmäßige Entwicklung und Benützung eines ganzen technologischen Prozesses, wie ihn das Aufsuchen und Beurteilen geeigneten Tons, seine Aufbereitung, das Formen von Hohlgefäßen, das unbedingt notwendige Trocknen, das Brennen in geeigneter Weise, und schließlich die genaue Abstimmung dieser Faktoren aufeinander, darstellt, ist etwas ganz anderes. Unsere Sprache bewahrt bis heute Worte, deren etymologische Ableitung wohl gegen zufällig gebrannte Körbe spricht. Die aus dem Mitteldeutschen durch Luther ins Hochdeutsche gekommene Bezeichnung Topf wird aus der gleichen Wurzel hergeleitet wie tupfen oder das englische to dip und hängt zusammen mit tief. Da-

nach ist ein Topf etwas Eingetieftes oder durch Eintiefen Entstandenes. Wir haben damit schon die Methode, wie flachere Gefäße, etwa kleine Schüsseln oder Näpfe, zuerst geformt wurden, nämlich durch eintiefendes Kneten eines Lehmklumpens. Auch im Pustertaler Schnaps-Dupfele steckt sicher die gleiche Wortwurzel. Unser süddeutsches Hafner oder Ha-



Foto: Dr. Kollreider
Hafnermeister Steger in Abfaltersbach

fen hat die gleiche Wurzel wie „haben“, und übrigens auch wie der Seehafen. Ein Hafen ist also ein Gerät, in dem man „etwas hat“, nämlich einen Vorrat, und man kann schließen, daß das Wort zunächst für Vorratstöpfe gebraucht und jeden-

falls erst in einer Zeit gebildet wurde, in der man überhaupt anfang, Vorräte anzulegen und nicht nur von der Hand in den Mund zu leben.¹⁾ In welcher Zeit sich das zugetragen hat, läßt sich nicht mit einer einfachen Jahreszahl sagen. Die Erringung der neuen geistigen Stufe fand in verschiedenen Kulturen zu Zeiten statt, die sicher um Jahrtausende auseinander gehen. Noch heute leben Primitive, die diesen Schritt noch nicht vollzogen haben. In Mitteleuropa mag er im allgemeinen etwa um 4000 v. Ch. getan worden sein, soweit wir heute wissen, aber das brauchen nicht einmal die Vorläufer unserer Kultur gewesen sein. In Kleinasien haben die Engländer 1962 in Catal Hüyük aus dem 8. Jahrtausend v. Chr. Keramik ausgegraben, die nicht nur vorzüglich geformt und gearbeitet, sondern überraschenderweise unverziert ist. Dieser Umstand, wie auch die Auffindung von Gebrauchsformen, die sich kaum von solchen unterscheiden, die bis in unser Jahrhundert etwa in Bayern gemacht und gebraucht wurden, hat vielen früheren Vermutungen einen Stoß gegeben, und andererseits doch wieder gezeigt, daß es Gebrauchsformen gibt, die entweder durch viele Jahrtausende nicht mehr geändert werden, weil sie grundlegenden Bedürfnissen des Menschen wie vielleicht auch seiner Anatomie optimal entsprechen (etwa der Ausbildung seiner Hand), oder aber bei verschiedenen Völkern zu verschiedener Zeit immer wieder neu entstehen, eben als optimale Erfüllung eines bestimmten Zweckes mit dem gegebenen Mittel: gebrannter Ton.

Ausgegrabene Stücke bestätigen, daß das Kneten aus der freien Hand die erste Methode der Formung gewesen sein muß. Sobald ein Gefäß größer werden soll als etwa ein Esnapf, muß man es, weil es ja ein räumliches Gebilde ist, bei der Bearbeitung immer wieder weiter drehen,

¹⁾ Die sprachlichen Zusammenhänge gibt die Arbeit: Reiner Hildebrandt, Ton und Topf, Zur Wortgeschichte der Töpferware im Deutschen, in: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen, Band 3, Gießen 1963, gleichzeitig auch als Band 30 der Beiträge zur deutschen Philologie, Gießen 1963.

um alle Seiten richtig zu bearbeiten — oder man muß darum herumgehen. Beide Methoden hat es gegeben und beide findet man heute noch bei exotischen Stämmen. Wenn man das Stück bei der Herstellung nach Bedarf vor sich wenden will, z. B. auf dem Schoß beim Sitzen, ist es praktisch, es auf ein kleines Brett zu stellen, mit dem zusammen man es wendet. Außerdem kann man ein größeres Gefäß nicht mehr gut „aus dem Vollen“ kneten, man baut es besser aus kleineren Teilen auf, z. B. aus Würsten, die man vorher zwischen den Händen rollt. Mit dem Brett und der Aufbau- oder Wulst-Technik haben wir eine schon viel höher entwickelte Stufe des Formens, die etwa in Jütland heute noch zur Herstellung von Schwarzgeschirr für den bäuerlichen Haushalt geübt wird. Wenn man dieses Brett nun auf den Boden stellt, und ihm, damit es bei der Arbeit nicht wegrutscht, in der Mitte einen Zapfen gibt, so hat man schon die erste und einfachste Form der Drehscheibe, die aber, wohl gemerkt, zunächst nur dazu dient, das Stück bequemer vor sich her zu wenden, das nach wie vor geknetet oder gewulstet („gebaut“) und allmählich rund herum geglättet wird. Durch stufenweise Veränderung und Verbesserung ist daraus — in Jahrtausenden — die Drehscheibe des Hafners entstanden, die es möglich macht, ein Stück aus einem Klumpen „aufzudrehen“. Sie besteht schon lange aus einer senkrechten eisernen Achse, auf der zwei Scheiben befestigt sind. Unter der oberen Scheibe wird die Achse durch ein Gleitlager an einem Arm gehalten; unter der unteren Scheibe ist ein Spurlager, in Form einer eisernen oder steinernen Pfanne, in dem das untere Ende der Achse läuft. Auf die obere Scheibe „batzt“ man den Lehmklumpen, den man zu einem Gefäß drehen will, die untere Scheibe ist größer, meistens ziemlich schwer, und wird mit dem Fuß gestoßen, um das Ganze in Drehung zu setzen. Dies ist die älteste Maschine der Menschheit. Im Prinzip ist sie bis heute nicht verändert, nur daß sie heute oft, keineswegs immer, durch einen Elektromotor angetrieben wird.²⁾ An den erhaltenen Stücken oder auch nur kleinen Bruchstücken kann man sehr genau ablesen, ob und was für eine Drehscheibe verwendet wurde und was für eine Aufbautechnik zu Grunde lag. Auch nach der Einführung der Drehscheibe bei den Germanen wurde keineswegs immer das ganze Stück aufgedreht; noch bis in das späte Mittelalter arbeitete man allgemein mit gemischter Technik, z. B. wurde der untere Teil eines Kruges geknetet, auf der Scheibe geglättet, danach das Material für den Oberteil angesetzt und aufgedreht. In Hessen wurde bis ins 15. Jahrhundert der Boden von Kugeltöpfen eben hergestellt und nach dem Abheben von der Scheibe durchgebeult. Große Gefäße wurden auch aus zwei oder mehr Stücken gemacht, die man im Ganzen zusammenfügte — weil man jedes Material nur bis zu seinem bestimmten Grad aufdrehen kann. Ob die Germanen ein Gerät, das man wirklich Drehscheibe nennen kann, allgemein schon hatten, ehe die Römer kamen, ist nicht sicher. In manchen Gebieten sieht es so aus, als ob die Slawen wie auch die Kelten sie früher kannten. Wirklich greifbar werden die Verhältnisse erst mit dem Auftreten der Römer. Sie brachten die perfekte und, in mancher Beziehung, bis heute nicht übertrroffene antike Töpfertechnik mit und gründeten Großtöpfereien, eine berühmte etwa in Westerdorf in Oberbayern. Große Gebiete wurden von einer Werkstatt oder besser Manufaktur her versorgt. Da die Erzeugnisse fast immer gestempelt wurden, können wir einen römischen Scher-

ben fast immer genau lokalisieren und auf wenige Jahre genau datieren.³⁾

Aus Mangel an Raum müssen wir die nächsten fast 1500 Jahre praktisch übergehen: die Keramik der Völkerwanderungszeit, karolingische und ottonische Keramik, mittelalterliches Geschirr, die Erfindung des Steinzeugs im Rheinland, die Erfindung des Schüssel- oder Kachelofens, wohl in Tirol, usw. Römische Errungenschaften werden nur in Details weitergeführt, bis 1350 und darüber wird in Mischtechnik gearbeitet. Die Formen sind nur wenig stammesmäßig differenziert und im Ganzen ziemlich einheitlich. Erst um 1200 gibt es die ersten Glasuren an Bodenkacheln, erst viel später an Geschirr. Wie auf allen anderen Gebieten beginnen erst von 1500 ab die Dinge sich zu ändern und zu entfallen. Die mit den Stichworten „Reformation“ und „Zeitalter der Entdeckungen“ bezeichnete Periode ist vor allem eine Zeit der geistigen Umwälzung. Eine bestimmte Seite davon hatte für unser Geschirr tiefgehende Folgen. Es waren nämlich als Begleiterscheinung der Reformation überall in Europa lang gestaute religiöse Kräfte losgebrochen und hatten in vielen Ländern zu ähnlichen Bewegungen geführt, die man als Wiedertäufer zusammenfaßt.⁴⁾ In Italien war das Zentrum ausgerechnet im Kirchenstaat in Faenza, dem Hauptort der Herstellung der Fayence (Majolica). Ihre Technik war von Vorderasien über Nordafrika, Spanien und Mallorca nach Mittelitalien gekommen und hatte dort zu einer hohen Blüte der Herstellung von Geschirrkunstgewerblicher Prägung geführt. Wiedertäufer aus Faenza, darunter Fayenciers, wendeten sich in die Gegend von Meran, um dem Druck der Kirche auszuweichen. Hier und im Wipptal war ein anderes Zentrum der Wiedertäufer, die huterischen Brüder (nach ihrem ersten Führer Huter). Andere Zentren waren Winterthur (Schweiz) und Holland (Mennoniten). Alle diese Gruppen waren, etwa seit 1530, ständig in enger Verbindung. Meran muß in dieser Zeit Reiseverkehr und Zuzug von Wiedertäufern aus ganz Europa gehabt haben. Nach etwa 20 bis 30 Jahren begann die Macht der Kirche auch hier wieder stärker zu werden. Die Wiedertäufer wanderten in die Gegend von Nikolsburg, damals Nordungarn, heute Südmähren, wo ungarische Magnaten den tüchtigen und ehrenhaften Leuten Schutz boten. Hier gründeten sie kommunistische Dorfgemeinschaften, deren Vorsteher oft Hafner waren. Nach dem Wort aus Jeremia: „Steige hinab in des Töpfers Haus und höre des Herrn Wort“ hielten sie nach der Art von Sektierern Hafner für besonders wichtig. Nach außen setzten sie hauptsächlich Geschirr ab, mit dem sie auch ihre Abgaben an die Grundherren zahlten, fernher Schmiedewaren, besonders Messer. Geschirr hat meistens Signaturen der Besitzer und Erinnerungsdatierungen. Die Herstellung geschah offenbar schon in Arbeitsteilung. Die Hafner wurden zur Ausbildung durch ganz Europa geschickt; daher ist es kein Wunder, daß sie technisch das Beste machten, was man bis dahin in Europa gesehen hatte. Alle hatten, wegen des Studiums der Bibel, Schulbildung, andererseits lehnten sie aus religiösen Gründen die Darstellung von Menschen und Tieren ab und beschränkten sich daher im Dekor auf graphische Ornamente und Pflanzen, Blattranken usw., alles stark stilisiert und graphisch aufgefaßt, und manchmal etwas trocken. Aber in Farben und Glasuren leisteten sie das Höchste. Ihre Gemeinschaften nannten sie „Haushaben“, dies wurde verbalhornt zu „Habaner“. So oder „huterische Brüder“ heißen ihre Nachfahren noch heute. Nach etwa 100 Jahren wurde der Schutz der ungarischen Magnaten schwächer. Die Ha-

baner zogen weiter nach Süden. Eine große Gruppe kam in das tolerante deutsche Siebenbürgen, wo dann in dem Ort Alwinz zu Anfang des 17. Jhdts. längere Zeit zwei Hafnerzünfte bestanden, eine sächsische und eine habanerische. Diese muß sich nach und nach aufgelöst haben, wodurch die Technik ebenso auf die deutschen Hafner überging. Dies ist, sozusagen, der Anfang der spezifisch siebenbürgischen Hafnerei. Andere Gruppen der Habaner haben ihre keramische Technik auf die niederösterreichische Hafnerei übertragen; es entstand dort die Weißhafnerei oder Krüglmacherei. Andere beeinflussten Gmunden wieder, andere den großen Hafnerort Sarospatok in Ungarn. In anderen Gegenden spüren wir aus Art und Technik des Dekors ihr Wirken, schließlich entstand sogar in Unterfranken (Oberthulba) gegen 1800 ein spezieller Stil, der letzten Endes auf die Habaner zurückgehen muß. Auch der deutschsprachige Teil des Burgenlandes, der bis 1919 zu Ungarn gehörte und viele bedeutende Hafnerorte hatte, wendete Dekor an, der von den Habanern kommen muß.

Eine andere Ausstrahlungslinie der Fayencetechnik ging von Südtirol über Nürnberg nach Wanfried an der Werra, das die Technik ins Bäuerliche übersetzte und zum Ausstrahlungszentrum für die Geschirrhafnerei großer Teile Norddeutschlands wurde. Einzelheiten müssen wir hier übergehen.

Das, was wir als spezifisch deutsche Geschirrhafnerei bezeichnen können, hat sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jhdts. entwickelt. Es entstanden zunehmend besondere Typen oder doch ihre spezifische Ausprägung, es entstand ein bestimmter Dekor. Sobald die Dinge im einzelnen besser erforscht sind, werden wir alles zusammen, eben den besonderen Stil jeder Landschaft, wohl wieder mit den Eigentümlichkeiten der Stämme in Verbindung bringen können. Während und nach dem 30jährigen Krieg läßt sich die Entwicklung schwer überblicken, noch im 18. Jahrhundert ist sie nur in vielen Einzelheiten sichtbar; es fehlt der Überblick. In vielen Gegenden hat es geradezu den Anschein, als ob sich das, was wir rückblickend als typisch sehen, erst im 19. Jhd. voll ausgeprägt habe. Schon nach ein bis zwei Generationen ist es dann wieder verfallen, durch die beginnende Industrialisierung. Für die keramischen Sonderformen des Pustertales scheint das ebenso zu gelten. In dieser ganzen Entwicklung steht die Keramik nicht allein. Wir müssen deshalb zuerst noch Geschirr aus anderen Werkstoffen streifen, soweit es handwerklich ist.

Seit der Zeit, in der Keramik zuerst aufgetreten ist, hat es ja — für sich überschneidende Verwendungszwecke — auch andere Gefäße gegeben: Körbe aus Flechtwerk, gegossene und später getriebene Gefäße aus Metallen oder deren Legierungen wie Bronze, Kupfer, Eisen, Messing oder Zinn, lederne Behälter, wie sie z. B. als Mehlbälge im Pu-

2) Über die Entwicklung der Drehscheibe und die damit zusammenhängenden Formungstechniken siehe: Rieth, Die Entwicklung der Töpferscheibe, Konstanz 2/1956.

3) Römische Keramik kann im Museum Schloß Bruck gut studiert werden. Gerade der Vergleich mit Pustertaler Geschirr des 18. bis 20. Jahrhunderts zeigt, wie im Detail manches weiterlebt, das Ganze aber anders geprägt ist.

4) Wesentliche Erkenntnisse über die grundlegende Rolle der Habaner bei der Übertragung der Fayencetechnik auf die deutsche Geschirrhafnerei verdanken wir Bela Krisztinkovitch in Budapest, der in einer Reihe von Arbeiten dieser Frage nachgegangen ist, nachdem er die Rolle überhaupt erst erkannt hatte. Vgl. besonders: Bela Krisztinkovitch, Anabaptistische Keramik-Denkmalier im oberen Etschtal, in: Der Schlern 35/1961, 87—89 mit 11 Tafeln.

offenbar in großer Zahl gegeben hat, wenn man den Berichten alter Leute glauben will, sind fast alle im ersten Weltkrieg abgeliefert worden, eiserne wurden wohl meist weggeworfen. Heute verwendet man für die noch allgemein gebräuchlichen Kirchtagkrappen rechteckige Bretter oder Multern. Sehr wahrscheinlich ist der irdene Krapfenteller erst gegen 1800 als Nachahmung des metallenen oder hölzernen aufgekommen. Die Prachtstücke in den Museen, wie z. B. in München, sind z. T. vielleicht erst in einer Zeit gemacht worden, in der eifrige Museumsleute im Urlaub so etwas eigens machen ließen. Ihre Prägung widerspricht oft dem häuerlichen Sinn oder besser, sie entspricht ihm nicht mehr, undatierte frühere Stücke als die datierten aus der 1. Hälfte des 19. Jhdts. haben einen zurückhaltenderen Habitus.

Charakteristisch ist dann eine ziemlich flache Schüssel von 45 cm Durchmesser oder mehr. Hiervon gibt es einige Stücke aus der Zeit vor und um 1800, die man sicher Bruneck zuschreiben darf. Eines der besten erhaltenen Stücke zeigt Abb. 8a-d (64 10 12). Auffällig ist die textile Struktur des Dekors („wie gestickt“), sind die Motive: Vogel, Granatapfel, eiförmige Spirale, wogegen Scherben, Form und Farbstellung typisch pusterisch sind. Motive wie textile Struktur haben so starke Verwandtschaft mit Oberösterreich wie dem Balkan, ebenso mit Oberthulba in Unterfranken, daß man gemeinsame Herkunft des Dekors annehmen muß. Wieder ist die „Handschrift“ noch nicht ganz „ausgeschrieben“, die Übertragung lag wohl noch nicht lange vor. Auch hier gibt es formal ähnliche Stücke aus Holz wie aus Kupferblech und wieder ist man versucht, zu glauben, daß sie weiter zurückreichen, als die irdenen. Wahrscheinlich stellt der Typus das dar, was man als Krapfenschüssel bezeichnet findet.

Obwohl in den bekannt gewordenen Exemplaren alle der späten Zeit angehörig, sind dann zu erwähnen große, tiefe Schüsseln mit etwa 45 cm Durchmesser. Eine davon, von 1911, haben wir oben schon getroffen. Hier haben wir wohl die Suppenschüssel vor uns, aus der eine größere Zahl von Menschen gemeinsam gegessen hat. (Abb. 10a-d)

Noch tiefere Schüsseln, auch noch größere, hat es in vielen deutschen Landschaften gegeben als Anmach-, Back- oder Teigschüssel. Aus dem Pustertal ließen sich nur wenige späte Stücke finden, was wieder darauf hinweist, daß man hier für diesen Zweck lange Zeit hölzerne Gefäße, Backmultern, Bachmitten usw. verwendete.

Kleine Schüsseln zum Aufstellen der Milch zum Aufrahmen waren wohl bis tief ins 19. Jhdts. im Pustertal immer aus Holz, danach noch häufig. Wo Inventare den Werkstoff und die Verwendung ausdrücklich nennen, oder wo es gleich Dutzende sind, haben wir Holz immer vorauszusetzen. Dennoch wurde später ein eigener Typus der irdenen Milchscheffel des Pustertals entwickelt, von dem sich leider nur wenige Stücke erhalten haben, weil die Milchsäure die Glasur abblättern läßt, und auch, weil sie natürlich unaufhörlich in Gebrauch standen. Eine eigene Art von Glasur, die sich dick und fettig anfühlt, soll die Eigenschaft gehabt haben, daß die Milch besonders gut aufrahmte. Heute hat man auch in den Almen verzinnete Schüsseln aus Eisenblech, die sich leicht reinigen lassen. (Siehe Abb. 13)

Eine innerhalb des deutschen Sprachgebietes eigene Sonderform des Pustertals ist der Tuttkrug, eine Art von Rohrkanne mit einem Inhalt um 3 Liter, deren Form mit italienischen zusammenhängt. Charakteristisch ist ein kleiner Stand, ein

weit ausgebauchter Umriß mit weiter Öffnung, ein Querbügel zum Tragen, und eine Warze („Zapfl“) zum Trinken. Ein in Innichen gefundenes Stück wurde bis etwa zum „ersten Krieg“ zum Mitnehmen von Getränk aufs Feld benützt. Oft habe ich gehört, zuletzt habe man Tuttkrüge zum Herbeiholen von „Weichbrunn“ benützt, sie seien schließlich zerfrosen. Das mag erklären, warum Tuttkrüge so selten zu finden sind, obwohl alle alten Leute sie gut kennen. — Es sind nur einfarbige Stücke bekannt. Abb. 6, Inv. (63 01 13) zeigt ein Stück, dessen Außenseite eine schwach strukturierte Olivfarbene Glasur hat. In der Sonne leuchtet diese sehr schön. Das Innere ist grünlich glasiert, wodurch das Wasser besonders frisch aussieht, wie in einem Schwimmbad. Im Freien wäre ein bunt gespritztes Äußeres sinnlos gewesen. Erst die praktische Verwendung dieses Krugs in einem Notfall brachte mich auf die auch hier sorgsam überlegte Art, wie der Handwerker seine Mittel einsetzt. Angeblich soll der Tuttkrug in Bruneck für die deutschsprechende Bevölkerung gemacht worden sein. Der Sierkrug wurde im Gegensatz dazu mehr für die Ladinier des Ennebergs und des Gadertals gemacht, die keine eigene Hafnerei hatten. Er faßte wohl meistens etwa 1,5 bis 2 Liter. Auch er stellt eine Rohrkanne dar, hat aber eine ganz andere Form wie der Tuttkrug; der Hauptkörper ist mehr topfförmig, der Querbügel ist bei allen gefundenen Stücken aus drei Einzelsträngen gedreht, und an Stelle der Saugwarze findet sich hier eine fast zylindrische Tülle, dem „Rohr“ des schwäbischen Rohrhafens entsprechend. Die gefundenen Stücke stammen wohl alle aus unserem Jahrhundert. Sie haben eine noch sehr gekonnte Form mit gespritztem oder neuartigem, mit dem Pinsel gemaltem Dekor, der vielleicht mehr auf Andenken für Touristen berechnet war. Siehe Abb. 7 Inv. (63 01 12).

Kleine gehenkelt Töpfe mit Schnauze von etwa 0,3 bis 2 Liter Inhalt, eigentlich also Kannen, haben im Pustertal, vermutlich erst in der 2. Hälfte des 19. Jhdts., eine Ausprägung gefunden, die zum Besten gehört, was die deutsche Geschirrhafnerei überhaupt hervorgebracht hat. In Museen ist, außer einem Stück im Lienzer Museum, bisher nichts davon gesammelt, und sie sind auch bisher nirgendwo beschrieben oder abgebildet worden.¹¹⁾ Den Typus im allgemeinen gibt es eigentlich im ganzen deutschen Sprachgebiet, und auch heute noch hat jede Küche Gefäße ähnlicher Form und Größe, um kleine Mengen von Flüssigkeiten z. B. zu wärmen oder aufzuheben. Für gewöhnlich lauten die Bezeichnungen Milchtopf oder Milchhaferl o.ä. Aber als Milchhaferl hatte man im Pustertal wohl keine Verwendung dafür, und die gefundenen Stücke wurden mir alle als Kaffeehafele bezeichnet. Das mag erklären, warum der Typus erst im 19. Jhdts. mehr in Gebrauch kam. Noch heute ist der Kaffee im Haushalt des Bergbauern selten und dann meist nur in der Form des Malzkaffees mit viel Milch. Viele der erhaltenen Kaffeehafeln haben starke Rußspuren, die auf lange Verwendung am offenen Feuer schließen lassen. Abb. 1a-d (63 01 33) zeigt ein Stück mit ganz charakteristischer Form, das sich in Innichen fand. Über einem kleinen wohlakzentuierten Standring erhebt sich in einer bauchigen Kurve, deren etwas hängender Charakter unbedingt an ähnlich geformte Umrißlinien der Hinterbacken barocker Tirroler Engel erinnert, der nach oben wenig eingezogene Hauptkörper zu einer weiten Mündung, die, wieder wohl akzentuiert, konvex ausfällt, wodurch innen eine Art von Falz für einen Deckel entsteht. Riefen (oder eine kleine Stufe) unter der

Mündung betonen die einfache, aber wohlproportionierte, Hauptform. Die Schnauze ist besonders breit und weit herausgezogen, so daß ihre Vorderkante etwa waagrecht steht. Der Henkel ist nach einer Art gemacht, die es sonst nur in Italien gibt; nicht, wie sonst in Deutschland immer, zwischen Daumen und Zeigefinger gezogen, sondern durch das Zerschneiden eines außen mit Rillen versehenen gedrehten Topfes in Ringe (Ringbreite = Henkelbreite) und durch Zerschneiden der noch nassen Ringe in je zwei oder drei Teile für je einen Henkel entstanden. Dadurch ist der Querschnitt gleichförmig, etwa ein langes Rechteck, das so aussieht, als sei es aus zwei oder drei, sogar vier, einzelnen Würsten aufgebaut worden. Diese Henkel sind oben unter der Mündung halbstumpf, unten über der dicksten Stelle des Hauptkörpers wieder halbstumpf angarniert. Der optische Schwerpunkt des ganzen Hafens, von der Seite her gesehen, liegt sehr tief, wegen der hängenden Umrißkurve.

Abb. 2 Inv. (63 01 15) zeigt eine Variante, von der sich einige Stücke gefunden haben, deren Herstellung, auf Grund einiger Fundumstände, vielleicht auf eine Werkstatt in St. Lorenzen zu lokalisieren ist. Die Umrißkurve hängt hier weniger, der Umriß ist rundlicher, damit liegt der optische Schwerpunkt höher. Der hier gezogene Henkel hat leicht profilierten halbrunden Querschnitt und ist oben weit, unter der Mündung stumpf und unten unter der dicksten Stelle des Bauches halbstumpf angarniert, oben und unten gut verstrichen.

Alle Kaffeehafeln sind innen und außen glasiert, innen rahmweiß oder etwas schmutzig ganz hell und außen durch Spritzen verziert, ganz in der Art, wie es der ganze bairische Stamm, der nur wenig gegenständig und auch nur wenig mit dem Malhorn verzierte, vermutlich schon seit langer Zeit in eigentümlicher Weise machte. Im einfachsten Fall erscheint hier — im Pustertal — lichtgrün auf rahmweiß, also nur der Grund und eine Farbe. Andere Stücke haben manganbraun und grün auf rahmweiß, wieder andere ganz helles Olivgrün, Hellgrün und Weiß auf hellrötlichem Grund, wodurch ein Farbeffekt entsteht, der ganz der Marmorierung hölzerner Altarsäulen gleicht. Wieder ein anderes Stück hat hellrötlich, manganbraun, olivgrau, hellgrün und weiß so durcheinander gespritzt, daß man von einer Grundfarbe nicht mehr sprechen kann. Ein größeres Hafele hat helles Weiß, ganz helles Rostbraun (etwas fleischfarben), ein elegantes hellgrau und hellblau übereinandergespritzt, dazu eine Patina aus Spuren von Ruß: dies, zusammen mit der vorzüglichen Form, bildet eines der schönsten Stücke von Hafnengeschirr, die je gemacht wurden.

Mehrere andere Hafeln, die technisch nicht ganz so gut sind, lassen sich zu einer dritten Untergruppe zusammenstellen, deren Hauptkennzeichen ist, daß die Grundierung horiz. Zonentrennung zeigt: oben weißliches Grau, in der Mitte Olivgrau, unten Hellrötlich. Über alle drei Zonen ist mit weiß, hellblau und hellrötlich gespritzt. Der Umriß steigt über einem kleinen Stand zuerst fast gerade konisch an und geht erst dann in einen gewölbten Bauch über; die Profilierung der Mündung ist viel derber, das Profil des Henkels zeigt nur eine Riefe in der Mitte (quasi zwei Würste). Dem Scherben nach gehören die Stücke wieder nach Bruneck-St. Lorenzen, die im Ganzen derbere Arbeit, andere Details und ganz andere Farbstel-

¹¹⁾ Infolge des Zusammenkommens vieler Glücksfälle kann unsere Ausstellung gleich ein gutes Dutzend davon vorführen.

lung weisen aber auf eine andere Werkstatt. Die Stücke sind wohl auch jünger als die anderen.

Daneben machten die Pusterer Hafner natürlich, wie jeder Hafner, nach Bedarf eine ganze Reihe von Sachen, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, für die auch im Einzelnen kein eigener, ins Auge springender Stil ausgeprägt wurde, wohl, weil sie eben nur gelegentlich gemacht wurden. Gefunden haben sich Blumentöpfe (Buschngschier), kleine Schüsseln in einer Form, die dem niederbayerischen Weidling (dort die typische Milchsüssel) entspricht, mehrteilige Wärmegegeräte, vielleicht für Leim, wie sie bei Fayence und Porzellan vorkommen (veilleuse), siehe Abb. 5 (64 10 11); sogar Zwillingshäfen mit Querbügel fanden sich, wie es sie im ganzen deutschen Gebiet gibt, von der Steiermark bis nach Schleswig-Holstein, in Bayern Essnetragl oder Tragbidschei genannt, in Hessen Essetender, in Holstein Seelpott. — Nicht gefunden haben sich sicher lokalisierbare irdene Flaschen mit Henkel, sei es bauchiger oder zylindrischer Form, wie es sie als „Ölkrug“ oder Schnapsflasche usw., sonst eigentlich überall gegeben hat, mit Volumina zwischen 0,2 und 6 Liter oder mehr. Nicht gefunden haben sich auch einfache Bügeltöpfe, die es sonst auch überall gibt; nicht gefunden haben sich Honigkrüge, die charakteristischen Kannen mit dem übertrieben langen kanalförmigen Schnabel, die wohl gar nicht für Honig bestimmt waren. Der Hinweis in einem Innichner Inventar von 1742: „Ain Hexig Khruog: Und ain anderes“, und 1826 bei Niederdorf „Ein Hönighafen“ ist alles, was zu finden war. Auch alte Schmalzhäfen fanden sich nicht, eben weil im Pustertal hierfür Schüsseln aus Holz, „Schmalzbulln“ benützt wurden; im 18. Jhd. kommt öfter der Ausdruck „Schmalzgschir“, oder auch „hiltzernes Schmalzgschier“ vor. Beides bezieht sich wohl auf Holz. Nicht gefunden haben sich die tausend sonst gemachten Sonderformen vom Wollknäuelbehälter über die Krebsfalle und den Haubenstock bis zu Figuren. Vermutlich hatten die Leute im Pustertal dafür keine Verwendung und ihr Überschwang richtete sich mehr auf die Ausschmückung ihrer Kirchen und die Musik. Nur Puppengeschirr haben die Hafner auch hier gemacht, vermutlich schon seit längerer Zeit.

An Stücken fremder Herkunft, meist aus Niederbayern, zum Teil aber auch aus dem Friaul, vielleicht aus der Gegend von Agordo, fanden sich kleine Kannen mit der typisch gefalteten italienischen Kleeblattschnauze, dann gelegentlich Schwarzeschirr, wohl meist aus Kärnten, einzelne Stücke sicher aus dem Lavanttal, dann Schüsseln und Töpfe aus Niederbayern und schließlich eine ganze Gruppe kleiner Kannen, die eigentlich aus Niederbayern sein müßten, aber eine Eigenheit zeigen, die dort nie gefunden wurde: Henkel und Schnauze schließen einen Winkel von nur etwa 90 Grad ein, so, daß die Schnauze links steht, wenn man den Henkel in der rechten Hand hat. Ihre Herkunft bleibt zunächst offen. Da wir von anderen Orten wissen, daß Sonderformen wie -farben für entferntere Absatzgebiete eigens hergestellt wurden, ist Niederbayern als Herkunftsgebiet jedoch nicht ausgeschlossen. Siehe Abb. 3 Inv. (63 01 29).

Leider ist über die Hafnerorte des Pustertales selbst immer noch nur Weniges bekannt.¹²⁾ Dieses Wenige sei alphabetisch zusammengestellt:

Abfaltersbach: Die Kirchenbücher beginnen erst um 1650, wie anderswo auch. Am 4. Mai 1654 stirbt

(1) Georg Engele „figulus“ (Hafner). Dieser ist der bis jetzt erste feststellbare Hafner in Abfaltersbach. Der Name begegnet uns bis etwa 1670 noch öfter, aber nicht als Hafner.¹³⁾

(2) Vitus Hofer (Höffner, Höfner, Höfer), geb. um 1625 oder früher, von 1653 bis 1658 als Vater und Taufpate z. T. als „figulus“ bezeichnet, war verheiratet mit Margeritt Engele, die 31. 5. 1689 79 Jahre alt als Witwe stirbt. Vitus Hofer muß also vor 1689 gestorben sein. Zu vermuten ist aus dem Namen der Frau, daß er der Schwiegersohn von (1) Georg Engele war.

(3a) Jakob I Höfer geb. 28. 7. 1658, Sohn von (2), von 1680 bis 1696 10 Kinder nachweisbar, darunter geb. 22. 5. 1687 (3b) Jakob II Hofer, letzter Nachweis 1701, Heirat 29. 8. 1678 mit Gertraud Turtsch, geb. 6. 3. 1657 Abfaltersbach.

(3b) Jakob II Höfer, geb. 22. 5. 1687 Abfaltersbach, Sohn von (3a), verheiratet mit Gertrud Pachmann, Kinder Jakob, geb. 8. 11. 1711, und Anton geb. 13. 10. 1712, bei dieser Gelegenheit wird (3b) ausdrücklich bezeichnet als „Jacob Höfer junior figulus“.

(4) Joseph I Troger 1. 3. 1699—14. 12. 1775, Sohn des Anton Troger, der bald als Bauer zum Wegscheider in Abfaltersbach, bald als Schuster und Zieglmacher bezeichnet wird. (4) Joseph I Troger heiratet 6. 7. 1723 Margaret Hofer, geb. 8. 10. 1696 in A., Tochter von (3a) Jakob I Hofer und Gertrud Turtsch, hat also in die Hafnerei eingeheiratet. Merkwürdig ist bei der Heirat ein Vermerk: sua artis sutorem, der sich auch auf den Vater Anton beziehen kann, aber doch wohl andeutet, daß (4) Joseph I Troger die Hafnerei erst nach der Einheirat erlernt hat.¹⁴⁾

(5) Andre I Troger 13. 11. 1726 Abfaltersbach bis 14. 9. 1805, Sohn des (4) Joseph I Troger und der Margaritt Hofer, heiratet 5. 3. 1753 Agnes Maßl aus Weitenthal. Nachweisbar 9 Kinder von 1754 bis 1769, darunter (6) Anton I Troger.

(6) Anton I Troger 23. 5. 1758 Abfaltersbach bis 6. 4. 1838 A., Sohn des (5) Andre I Troger und der Agnes Maßl, heiratet 1. 3. 1791 Maria Wierer, Tochter des Bäckermeisters Paul W. Nachweisbar 10 Kinder von 1791 bis 1803.

(7) Joseph II Troger, vermutlich 5. Kind von (4) Joseph I Troger; nach Ringler 1775 beim Tod des Vaters in Kufstein, zusammen mit dessen 3. Sohn Anton. Ein Hausverzeichnis von 1723 ff von Abfaltersbach nennt für Haus No. 9½ „Hafner“ die Reihenfolge der Kinder: 1 Maria, 2 Andre, 3 Joseph, 4 Anton, 5 Joseph, 6 Jakob, 7 Anna wonach Anton der dritte Sohn und das vierte Kind des (4) Joseph I war. Nach Ringler 1776 als „Kachler“ im Brunecker Zunftbuch, hat also dort gelernt bzw. nach der Lehre gearbeitet. Ob (7) Joseph II Troger überhaupt Werkstattinhaber in Abfaltersbach gewesen ist, erscheint fraglich. Nach (8) Anton I Troger hatte jedenfalls die Werkstatt zuletzt inne:

(8) Anton II Troger, der nicht gut ein Sohn des (5) Andre I Troger (1726—1805) gewesen sein kann, eher schon von (6) Anton I Troger (1758—1838), oder vielleicht dessen Enkel war. Feststellungen sind schwierig wegen der häufigen gleichen Namen und des Fehlens von Berufsangaben. Jedenfalls starb dieser (8) Anton II Troger 1. 1. 1884 in Abfaltersbach als Junggeselle, und Anwesen und Handwerk gingen nach dem Tod an

(9) Sebastian Steger aus Taufers. Dessen Sohn war

(10) Johann I Steger (1866—1942). Dessen Sohn ist

(11) Johann II Steger (1899—) der noch Inhaber der Werkstatt ist und zusammen mit seinen drei Söhnen hauptsächlich Kacheln macht, Geschirr nur noch selten. Von ihm stammt auch das Malhorn. Abb. 14 Inv. (63 01 09).

Das Museum in Schloß Bruck konnte vor zwei Jahren eine komplette Sammlung von Modellen für Ofenkacheln aus der alten Kachlerei in Abfaltersbach ankaufen.¹⁵⁾ 1963 wurde in Schloß Heimfels ein Bruchstück, der Boden einer Schüssel, ausgegraben. Das Innere zeigt das eucharistische Zeichen IHS und den Anfang der Jahreszahl 17... , dazu Reste einfacher Motive. Der auch hier außen abgedrehte Scherben zeigt alle typischen Merkmale von Abfaltersbach und stammt nicht aus Bruneck. Wie bei den Brunecker Stücken ist mit weiß auf den Scherben gemalt, wodurch, durch das Glasieren, die Farbstellung braun-gelb entstanden ist, die aber hier wegen des helleren Scherbens im Ganzen lichter wirkt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir hier ein Stück aus Abfaltersbach vor uns haben. Vermutlich hat es sich um eine Schüssel mit etwa 40 bis 42 cm Durchmesser gehandelt, ähnlich der Krapsenschüssel Abb. 8. Wenn die Annahme Abfaltersbach richtig ist, hätten wir hier erstmalig einen Hinweis, wie vor 1800 in Abfaltersbach gearbeitet wurde: wie bei der engen Verflechtung mit Bruneck nicht anders zu erwarten, ebenso wie dort.

Zunftmäßig hat Abfaltersbach weder zu Bruneck noch zu Lienz gehört (Ringler). Es hat dort immer nur eine Hafnerei gegeben, die sich nun schon über etwa 10 Generationen verfolgen läßt. Der Lieferradius kann nicht besonders groß gewesen sein, er wurde nach der einen Seite durch die Produktion von Bruneck, nach der anderen durch die von Lienz begrenzt.

Abornach: Thomas Oberleitner aus A. wurde 1825 in Bruneck als Lehrling aufgedingt und 1829 freigesprochen. Weiter nichts bekannt.

Antholz: Martin Grueber wurde 1819 bei Joseph Kuntner als Lehrling aufgedingt und 1822 freigesprochen. Weiter nichts bekannt.

Antholz-Oberthal: Johann Paßler wurde 1829 in Bruneck bei Joseph I Kuntner aufgedingt und 1832 frei gesprochen.

Bozen: scheint ein größerer Markt für irdenes Geschirr gewesen zu sein, hat jedoch als Lieferant für das Pustertal wohl keine oder nur wenig Bedeutung gehabt.

Brixen: hatte 1811 7 Hafner, 1 Ziegler und 1 Drechsler im Stadtgebiet. Der Brunecker Hafner () Joseph I Kuntner stammt aus B. Sein Vater Sebastian K., geb. 1749 Laas/Vinschgau, gest. 1796 Brixen, als Hafnermeister. — 1906 Verbindung Hafner Müller mit der Werkstatt Stießl in St. Lorenzen. — Brixen als Lieferort für Geschirr in das Pustertal wohl unwichtig.

12) Mit verwertet sind hier z. T. die Angaben aus: Joseph Ringler, Pustertaler Geschirrhafner, Schiern-Schriften, Band 77, Innsbruck 1951, S. 233—258 und Abb. 1—33 (Tab.) sowie 9 Abb. im Text. Die gleiche Arbeit wieder abgedruckt in: Brunecker Buch, Innsbruck 1956, S. 263 ff. Die Angaben bezüglich der Brunecker Meister sind hier nicht wiederholt.

13) Angaben über die älteren Abfaller Hafner hier erstmalig.

14) Erwähnt sei als wahrscheinlicher Verwandter der berühmte Elfenbeinschnitzer Simon Troger.

15) Diese sind zum Teil neugotisch aus der 2. H. des 19. Jhdts., z. T. aber sehr viel älter, etwa von 1770 ab, so daß daran die Entwicklung der Kachelherstellung in Abfaltersbach abgelesen werden kann. Ofen aus dem gleichen Zeitraum, deren Kacheln aus Abfaltersbach sind, stehen noch verschiedentlich in Gebrauch.

Bildbeilage zu: Stieber, 150 Jahre Hafnergeschirr aus dem Pustertal



Abb. 1a--d: Kaffeehafele, 178 mm hoch, gefunden 1958 in Innichen. Feiner, hellroter Scherben, darüber weißer Anguß; lichtgrüne Spritzer, Bleiglasur, die den Anguß matt rahmfarben erscheinen läßt. 2. H. des 19. Jh., wohl Bruneck, Inv. (63 01 33). (Maße in mm!).



Abb. 2: Kaffeehafele, 164 hoch, gefunden 1962 in St. Lorenzen. Sehr feiner roter Scherben, darüber weißer Anguß. Hellgrüne und manganbraune Spritzer, dicke, sich fettig anfühlende Bleiglasur, die den Anguß rahmfarben erscheinen läßt. 2. H. des 19. Jh., wohl St. Lorenzen. Inv. (63 01 15).



Abb. 3: Hafele, 125 hoch, gefunden 1958 in Innichen. Feiner gelber Scherben, innen senfgelb, außen glänzend braun glasiert. Um 1900, nicht aus dem Pustertal. Inv. (63 01 29).



Abb. 4: Hafele, 186 hoch, aus dem Handel. Feiner hellroter Scherben, innen mittel-, außen dunkelbraun glasiert. Dekor Malhorn, gelb; 2. H. des 19. Jh., wohl Bruneck. Inv. (64 04 05).



Abb. 5: Wärmegerät (veilleuse), aus dem Handel. Sehr feiner lederbrauner Scherben, innen und außen grüne Glasur über weißem Anguß. Um 1800, wohl Bruneck. Höhe 159 ohne, etwa 202 mit Einsatz und Stulpdeckel, diese nicht zugehörig, d. h. von anderer Hand angefertigt. Inv. (64 10 11).



Abb. 6: Tuttkrug, 254 hoch, aus dem Handel. Feiner hellroter Scherben, darüber außen brauner, innen weißer Anguß braun fein gespritzt, Bleiglasur, innen helle grünliche Glasur; 2. H. des 19. Jh., wohl Bruneck. Inv. (63 01 13).



Abb. 7: Sierkrug, 217 hoch, aus dem Handel. Feiner hellroter Scherben, weißer Anguß, Pinselmalerie, Biciglasur. 1. H. des 20. Jh., Bruneck, Kuntner-Werkstatt. Inv. (63 01 12).

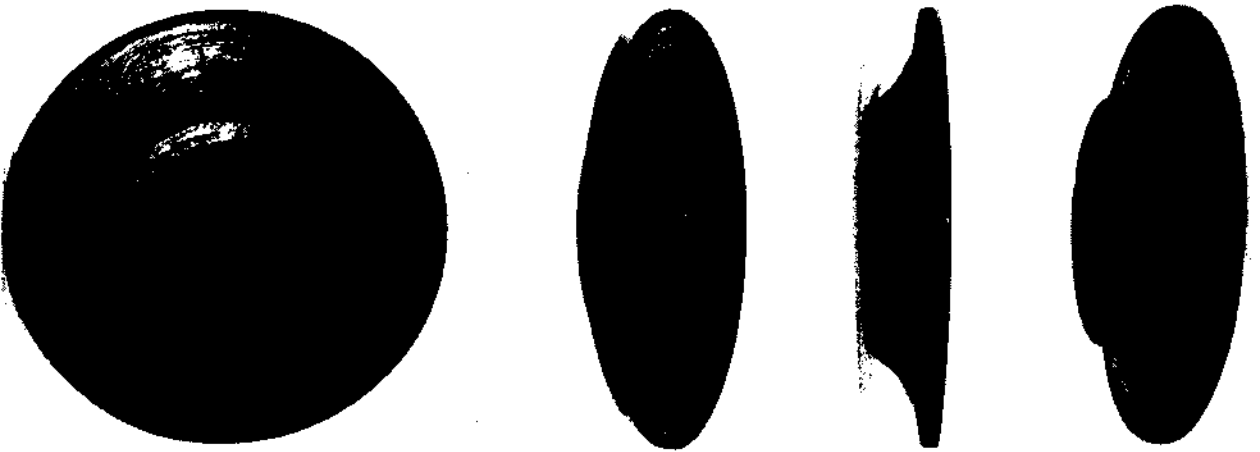


Abb. 8: Flache Schüssel (Kraffenschüssel), 464 Durchmesser, aus dem Handel. Sehr feiner roter, ziemlich dicker Scherben, außen abgedreht. Außen rauh, innen ohne Grund, hellgelbe Bemalung mit Malhorn, darüber Bleiglasur im Spitzel Vogel und Apfel, Ranken aus Eisornaten, „Gestützte“ Ringe, Fahne abwechselnd Granatäpfel und Blattzweige, Typischer Radialrill, mit Drahtflammer gefärbt. Um 1760 (?), Brunack. Inv. (64 10 12).

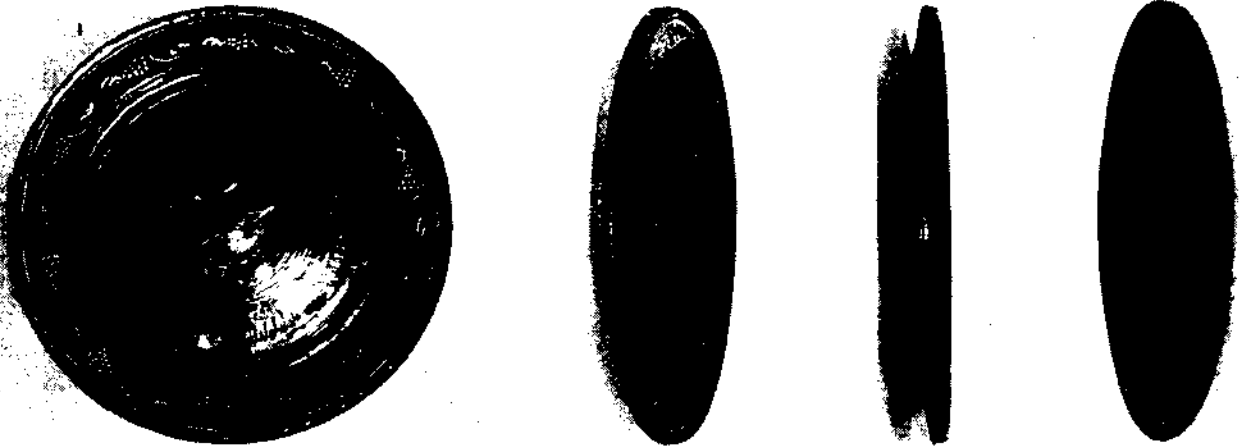


Abb. 9: Kraffenteller, 565 Durchmesser, aus dem Handel. Sehr feiner roter Scherben, einzelne größere Poren, außen abgedreht. Außen rauh, innendunkelbrauner Anguß, Glasur schwarzbraun. Bemalung Malhorn, eifenbeinweiß, Ringe, Ringwelle auf der Fahne Ranken und „Trauben“ im Spitzel. Maniermonogramm: 2. H. des 19. Jh. Brunack. Kupfer-Verstätt, Bemalung nach der „leichten Hand“ wohl von Crescentia Kunther. Inv. (63 01 25).

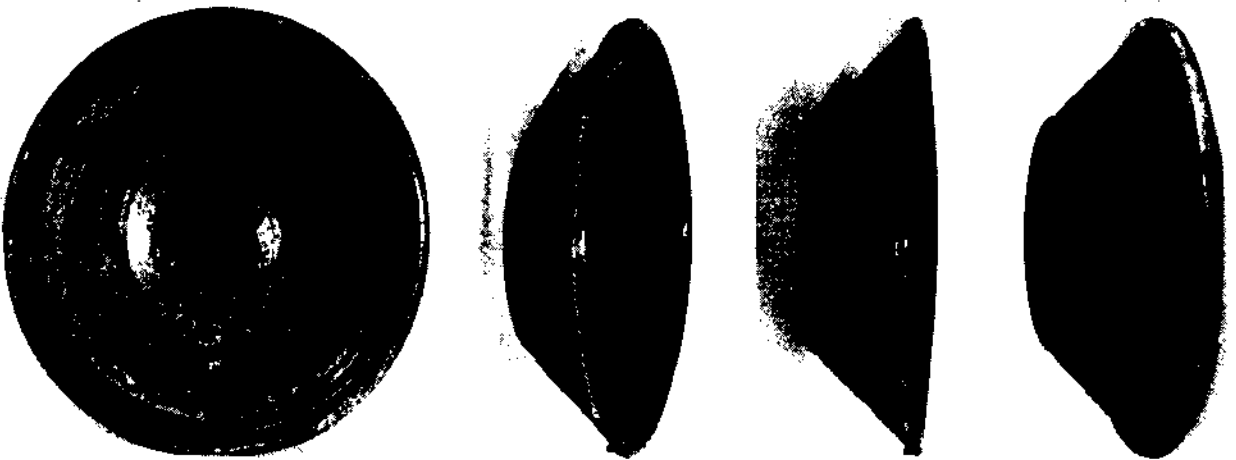


Abb. 10: Tiefe Schüssel (Suppenschüssel?) 474 Durchmesser. Sehr feiner hellroter Scherben, einzelne größere Poren, außen abgedreht. Rand „umgeschlagen“. Außen rauh, innen schmutzweißer Anguß, Bemalung Malhorn, Bleiglasur. Im Spitzel Inschrift: „9/6 Brunack 1911“. Wand, Ringe und Ringwelle blau, braun, grün und senfgelb. 1911 Brunack. Inv. (64 10 13).

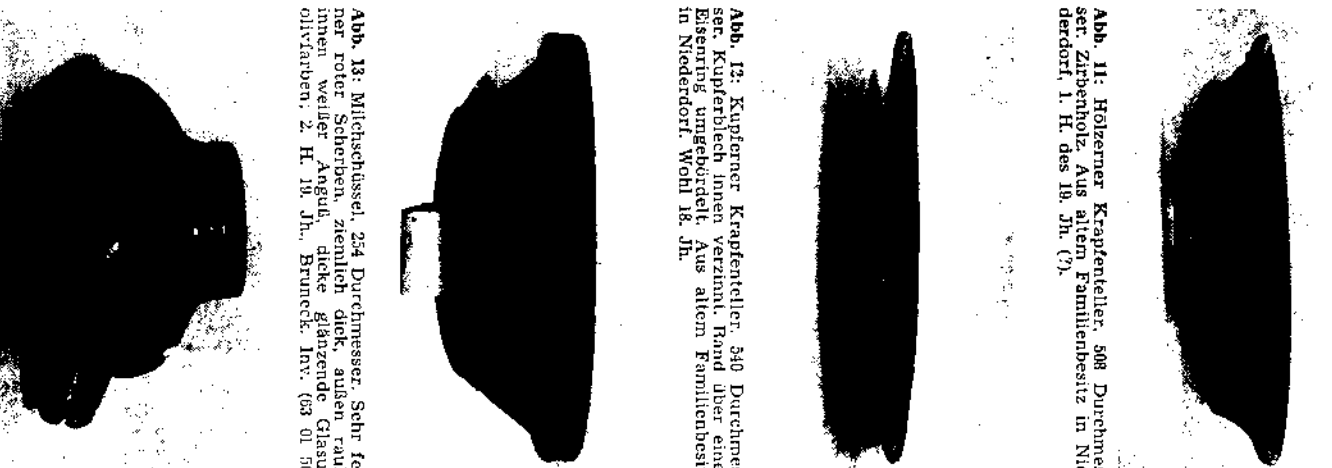


Abb. 11: Holzerner Kraffenteller, 340 Durchmesser. Zirbenholz. Aus altem Familienbesitz in Niederdorf. 1. H. des 19. Jh. (?).

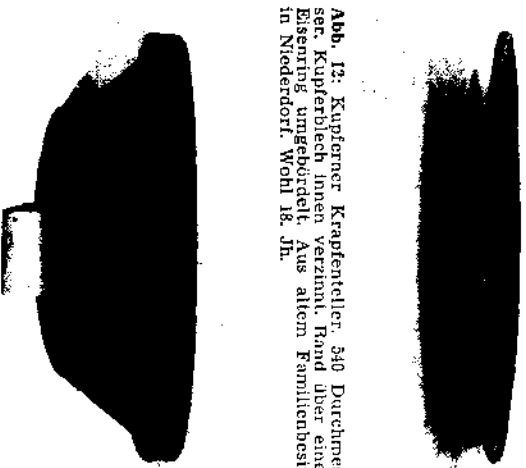


Abb. 12: Kupferner Kraffenteller, 340 Durchmesser. Kupferblech innen verzinkt. Rand über einen Eisenring umgebördelt. Aus altem Familienbesitz in Niederdorf. Wohl 18. Jh.

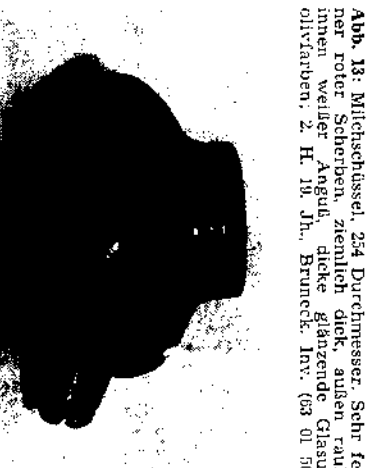


Abb. 13: Milchschüssel, 254 Durchmesser. Sehr feiner roter Scherben, ziemlich dick, außen rauh, innen weißer Anguß, dicke glänzende Glasur, olivgrün. 2. H. 19. Jh. Brunack. Inv. (63 01 50).

Abb. 14: Malhorn von (I) Johann II. Sieger in Abfallerbach 1962. In dem Stutzen wird ein Gänsekiel befestigt, der so abgeschnitten wird, daß die Öffnung des Strichdicks entspr. 59 mm hoch. Inv. (63 01 99).

stertal heute noch gebraucht werden, dann geschnittes oder gedrehtes oder geböttchertes Holzgeschirr aller Art, schließlich, z. B. im Tessin, und wohl auch in den Dolomiten, aus Naturstein gedrehte Kochtöpfe usw. Seltener sind im Bereich der deutschen Sprache Gefäße aus ausgehöhlten Früchten u. dgl., aber gerade im Bereich des Pustertals scheinen wenigstens in späterer Zeit solche als Trinkwasserbehälter (mit einer in der Mitte eingeschnürten Form) öfter verwendet worden zu sein.⁵⁾ Keramik hält sich im Boden jahrtausendlang gut, Metall nur unter günstigen Umständen, Holz und Leder nur ganz selten. Andererseits ist gebrochene Keramik nicht wieder verwendbar, Metall läßt sich immer wieder einschmelzen. Ausgrabungen und Bodenfunde geben uns daher ein zahlenmäßig falsches Bild über den Anteil der verschiedenen Werkstoffe. Ganze vorgeschichtliche Kulturen nennen wir nach ihrer Keramik, weil anderes nicht erhalten ist. Dabei mag diese im Leben nur einen kleinen Teil der Gefäße ausgemacht haben. Erst aus Darstellungen mittelalterlicher Interieurs sehen wir, daß damals noch nur der Hochgestellte Metallgeschirr oder Keramik hatte, der einfache oder kleine Mann aber überwiegend hölzernes. Ausgrabungen von Abortgruben und Brunnen haben dies bestätigt; sie haben uns große Mengen von Holzgeschirr erbracht, gegenüber nur wenigen anderen Stücken. Aber auch die Zahlenverhältnisse, die wir danach zurechtlegen können, sind die richtigen noch nicht, weil die praktische Lebensdauer von Holz gegen Keramik ganz anders angenommen werden muß. Holz lebt sicher länger. Im Pustertal sind z. B. heute noch Holzschüsseln im täglichen Gebrauch, die schon 200 Jahre überdauern haben. Das ist für Keramik undenkbar, und lange benützt worden sind nur solche irdene Gefäße, die nicht täglich gebraucht werden, wie Geschirr für Feiertage, im Pustertal etwa die Krapfen- oder Blattteller. Von diesen wird sich ein viel größerer Teil erhalten haben als von anderen irdenen Sachen. Deshalb meinen wir, die Hafner des Pustertals hätten nur Ziergeschirr gemacht. In Wirklichkeit mag dieses nur 5 oder 10 Prozent der Produktion ausgemacht haben. Unsere Museen zeigen aber meist nur eben diese 5 oder 10 Prozent, einmal, weil sich davon viel mehr erhalten hat, zum andern aber, weil dieses malerischer ist und allein des Sammelns für Wert gehalten wurde, solange man noch leicht sammeln konnte, vor 50 oder 60 Jahren also. Rühmliche Ausnahmen, wie das Innsbrucker oder das Lienzer Museum, bestätigen nur die allgemeine Regel, daß wir vom Gebrauchsgeschirr der letzten 300 Jahre desto weniger wissen, je näher wir unserer Zeit kommen. Für Holzgeschirr gilt das ebenso wie für Keramik (für metallenes eher noch mehr), denn auch beim Holzgeschirr hat man es mehr auf die prächtigen Stücke abgesehen gehabt; schließlich: Blechgeschirr etwa der Zeit um 1850 ist kaum mehr erhalten, es war des Sammelns nicht wert und wurde weggeworfen.

Wir haben also davon auszugehen, daß auch in den letzten 300 Jahren, der eigentlichen Zeit dessen, was wir unter Hafnergeschirr zusammenfassen, dieses zahlenmäßig gegenüber anderen Geschirrarten zurückgetreten ist. In verschiedenen Zeiten und Gegenden mag das Verhältnis verschiedene groß gewesen sein, im ganzen ändert das nichts an unserer Feststellung. Alte Nachlaß-Inventare geben hierüber guten Aufschluß. z. B. nennt ein Inventar von 1776 des „Obirstguts“ in Kosten, Gemeinde Aßling, „Zwey Steinern mahl schißl“ als einzige Keramik, dagegen aber „Neun und

zwanzig milch Schißl“, sicher aus Holz, „Drey Hiltzerne mahl schißl“, später „ein hiltzerne mahl Schißl“, „ein Schmalz Pull“ (eine hölzerne Schüssel für Schmalz, meist etwa 40 bis 45 cm Durchmesser und etwa 15 cm hoch mit sehr dicker eingezogener Wand), dazu 29 geböttcherte Gefäße, im ganzen von 93 Gefäßen nur 2 irdene. Eine Reihe anderer Inventare bestätigt ähnliche Verhältnisse im bäuerlichen Haus. In den Alpenländern und speziell auch im Pustertal haben wir damit zu rechnen, daß nicht mehr als 5 bis 10 Prozent aller Behältnisse Hafnergeschirr waren, auch dann, wenn wir Leder und Körbe noch gar nicht in die Zahlen einbeziehen.

Die ersten modernen Statistiken der Zeit um 1800 zeigen auch, daß schon damals, als die alten Verhältnisse durch die industrielle Entwicklung noch nicht gestört waren, ein sehr erhebliches Gefälle in der Verwendung irdenen Geschirrs bestanden haben muß. Tirol gehörte nach 1800 für einige Jahre zum damaligen Königreich Bayern. Eine Statistik von 1811 nennt 1 Hafner im Durchschnitt auf 2.766 Einwohner der drei „Kreise“ Isarkreis, Salzach- und Innkreis zusammen. Innerhalb der einzelnen Kreise sind die Zahlen ganz anders: Isarkreis 1.836, Salzachkreis 2.978, Innkreis 9.054 Einwohner pro Hafner. Damals war also der Isarkreis rund 5 mal stärker mit Hafnern besetzt als Innkreis und die alpinen Gegenden. Bei der Holzverarbeitung war es umgekehrt: Isarkreis 1.164, Salzachkreis 1.418, Innkreis 719 Einwohner auf 1 Kistler, im ganzen 1.060:1. Die Zahlen für die Drechsler, die wegen des Holzgeschirrs mehr interessieren würden, geben ein unsicheres Bild, weil dieses, wie z. B. im Gsies, wohl meist nebenher gemacht wurde. Man könnte denken, daß irdenes Geschirr in größerem Umfang über den Fernhandel ins Pustertal gekommen sein könnte. Wirklich wissen wir auch aus dem niederbayrischen Hafnergebiet des Krönings (um 1750 etwa 250 Meister), daß schon im 17. Jhd. Geschirr — auf dem Rücken natürlich — bis nach „Italien“, „vertragen“ wurde. Andererseits ist bis zu einem Drittel des im Pustertal gefundenen alten irdenen Geschirrs aus der Fremde, stets Gebrauchsgeschirr, und zum größten Teil aus Niederbayern. Die eben erörterten zahlenmäßigen Verhältnisse ändern sich dadurch aber nicht grundlegend — darauf kommt es hier an. Die Statistik zeigt auch, (1811) daß die Rolle Brunecks zahlenmäßig weit überschätzt wurde. Wenn wir Hafnerzahlen und Einwohnerzahlen in Vergleich ziehen, kann sein Lieferradius normalerweise nicht über die anschließenden Landgerichte hinausgegangen sein.⁶⁾ Das LG Bruneck hatte 1811 nur 4 Hafner auf 9.875 Einwohner, dazu 1 Drechsler, aber keine Ziegler oder Hafnerbinder.

Ein anderer Umstand zeigt, daß auch Pustertaler Geschirr seit dem späten Mittelalter mit dem anderer deutscher Landschaften zusammenhängen mußte: das Wandern der Gesellen. Ein Linzer Gesellenbuch aus dem 17. Jhd. umfaßt über 1000, ein Wiener über 3000 Gesellen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, die dort vorübergehend gearbeitet haben. Hier ist nur so viel wichtig, daß ständig ein intensiver Austausch von Kenntnissen stattgefunden haben muß, der erklärt, warum so oft Stücke aus entfernten Gegenden überraschende Ähnlichkeiten zeigen. Formen wurden dabei seltener übertragen als anderes; die Form bestimmte immer der Abnehmer, nach seinem Geschmack oder seinen Bedürfnissen. Für einen Pustertaler Krapfenteller etwa hätte man in Hessen keine Verwendung gehabt, weil es dort Krapfen nicht gab. Umgekehrt hätte im Pustertal kein Mensch gewußt, was er mit

einem hessischen Kaffeedibbe hätte anfangen sollen; noch heute wird bei der bäuerlichen Mahlzeit das Getränk aus einer gemeinsamen Schüssel gelöffelt. Gefäße zum Aufstellen der Milch entsprechen in ihrer Form den angewendeten Verfahren, Sammelgefäße für Rahm der Betriebsgröße usw. Dagegen konnten Verzierungstechniken oder Motive öfter in die Ferne übertragen werden, allerdings eben nicht, wie wir das in unserem amerikanisierten Jahrhundert anstreben, in der Weise, daß alles und jedes, immer und überall gemacht wurde oder verfügbar sein sollte. Stets wurde in einer bestimmten Gegend aus dem großen verfügbaren Kontinuum von Kombinationsmöglichkeiten aus Technik, Technologie, Formen, Farben und Motiven eine Kombination oder doch nur wenige ausgewählt, für längere Zeiten festgehalten, durch lange Wiederholung zu exemplarischer Ausprägung gebracht und das erreicht, was wir einen bestimmten Stil nennen. Dieser konnte sich auf nur eine Gebrauchsform beziehen; eine andere in der gleichen Werkstatt gemachte hatte einen anderen; man vergleiche etwa Krapfenteller, Kaffeehafele und Tuttkrüge aus Bruneck aus der gleichen Zeit: jeder Typus nach Verwendungszweck und Verwendungssituation für sich geprägt und doch: welche lebendige Variation des Typus in jedem einzelnen Stück!

Vor der Besprechung des Pustertaler Hafnergeschirrs im einzelnen noch einige wenige technische Hinweise:

Keramik wird aus bestimmten Tonarten gemacht, die sich im deutschen Sprachgebiet fast überall finden: Ton, Leim, Lehm, Loam, Letten, Klei. Dachen, Dacher oder einfach Erde, wovon die Bezeichnung irden kommt, oder erden, früher auch eulen oder ulen. Im Pustertal hieß es früher immer „steinern“ für Irdenware, im Gegensatz zu anderen Gegenden, wo „steinern“ oder „aus Stein“ soviel heißt wie „aus Steinzeug“. Der Ton kann „mager“ sein oder „fett“. Zu mager dreht er sich schlecht, zu fett gibt es mehr Fehlbrände, daher wird fast immer gemischt, z. B. zu fetter Ton mit Sand gemagert usw. Wenn der Ton gebrannt ist, nennt man das Material selbst „Scherben“, man spricht z. B. von einem roten Scherben oder einem groben Scherben heißt also nicht „Bruchstück“. Nach der Art des Scherbens und der Brenntemperatur unterscheidet man verschiedene Arten von Keramik.

Irdenware aus gewöhnlicher Tonerde (ebenso wie Ziegel), nur nach Bedarf gemagert oder gefettet, s. o. Brenntemperatur 8—900 Grad, auch weniger oder mehr. Rotbrennender Scherben, wie der Brunecker, hat eine Beimischung von Eisenoxyd Fe₂O₃ (unser gewöhnlicher Rost!). Das Wort irden hat mit der Glasur nichts zu tun. Ein irdener Scherben saugt Wasser an, weil er porös ist. Es dringt immer etwas Feuchtigkeit nach außen. Ein feuchter Scherben zerfriert. Irdenere trockener Scherben fühlt sich mit der Zunge an wie Löschpapier. Im Pustertal wurde nur Irdenware gemacht, mit Ausnahme früher Kachelöfen, die man wegen der Zinnglasur und der Pinselmalerei zur Fayence rechnet.

⁵⁾ Glas ist hier übergangen, weil es im bäuerlichen Bereich, wenigstens im Pustertal, keine Konkurrenz zu den genannten Stoffen gebildet hat.

⁶⁾ Über diese Fragen befindet sich im Druck: Paul Stieber, Statistische Vorbemerkungen zur Hafnerlei Altbayerns und der österreichischen Nachbarländer zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Bayr. Jahrbuch für Volkskunde 16/4, München 1964. Ferner soll ein am 28. April 1965 in Marburg/Lahn auf dem Deutschen Volkskundekongreß gehalten Vortrag: Vorbemerkungen für die Entstehung von Hafnerorten, der die statistischen Überlegungen weiterführt und gerade auch auf die Alpenländer eingeht, im Kongreßbericht erscheinen.

Schwarzgeschirr: im Prinzip das gleiche wie Irdenware; die schwarze Farbe kann auf sehr verschiedene Art zustande kommen. A. Man verwendet eine bestimmte graphithaltige Tonerde, die es in Europa nur an wenigen Stellen gibt („Eisenton“, „Docher“ u. Ä.), oder man mischt mit solcher. Das Kärntner Schwarzgeschirr, das es im östlichen Pustertal gibt, ist so entstanden.⁷⁾ B. Man beschichtet mittels eines besonderen Verfahrens beim Drehen, dem „Aufdrehen“, wenig oder nicht mit Graphit gemischtes Grundmaterial mit stark graphithaltigem, z. B. in Hafnerzell bei Passau. C. Man drosselt am Schluß des Brennens die Luftzufuhr. Dann verwandelt sich rotes Eisenoxyd (s. o.) in grünlich schwarzes Fe O, das der Schmied Hammerschlag nennt. D. Man wirft zuletzt feuchtes Holz in den Ofen. Es entsteht Luftmangel wie oben, und Schwelprodukte, z. B. Teer, die die Poren des Geschirrs verpichen. Eigentlich ist der Vorgang der gleiche wie das Räuchern von Speck. E. Man bestreicht Geschirr mit grauem oder schon schwarz gebranntem Scherben mit einem Brei aus Graphit und Wasser, damit es schön glänzt. — In der Praxis werden fast immer verschiedene Verfahren kombiniert, z. B. A oder B mit C, oder C mit D, oder C mit E. Die Brenntemperatur ist bei A und B niedriger als bei irdenem Geschirr, sonst würde der Graphit verbrennen. Dafür ist dieses Geschirr besonders feuerfest, das heißt, daß es im Feuer nicht so leicht springt wie irdenes. Schmelztiegel werden so gemacht, z. B. in Hafnerzell. A, B und D sind so dicht wie glasiertes Geschirr, C nur dann, wenn mit E kombiniert wurde, was fast immer der Fall ist. C und D dient hauptsächlich für Kochgeschirr, seine Feuerfestigkeit ist besser als bei irdenem.

Steinzeug: Selten vorkommende Tonarten können bis 1200 oder gar 1300 Grad gebrannt werden. Dabei entsteht ein sehr harter Scherben. Die einzelnen Körnchen schmelzen und backen fest zusammen („sintern“). Der Bruch ist muschelig und auch ohne Glasur völlig dicht. Steinzeug ist nicht feuerfest. Im Pustertal findet man oft Steinzeuggeschirr aus der Lausitz (Sachsen) mit schokoladenbrauner Lehmglaser, manchmal rheinisches Steinzeug grauer Farbe mit aufgedampfter Salzglasur und blauer Bemalung.

Fayence: Besonders aufbereitete Tonerde, zwei Brände, deckende weiße Zinnglasur und Pinselmalerei sind die Kennzeichen. Im Pustertal erscheint sie manchmal in Inventaren als „Miolika“ (von Majolica), sicher importiertes Geschirr. Nur Kachelöfen des Pustertals gehören zur Fayence.

Steingut: Der Scherben besteht aus gemahlenem Stein, die Glasur ist dick, glatt und glänzend rahmfarben. Steingut ist stets Manufakturware, oft mit Abziehbildern nach Stichen verziert.

Porzellan: Besonders reines, feines und hochgebranntes Steinzeug aus weißer Tonerde: Kaolin. Stets Manufakturware.

Glasur: die mitgebrannte Schicht, die bei porösem Scherben, diesen dichtet. Irdenware hat fast immer Bleiglasur, die als trüber Brei aufgetragen, erst durch den Brand farblos und glänzend wird. Sie bildet praktisch über dem Scherben oder dem Anguß und der Bemalung eine dünne Glasschicht. Zinnglasur ist nach dem Brand undurchsichtig weiß. In der handwerklichen Geschirrhafnerlei gibt es sie wenig, z. B. mit blau gemischt beim milchig blauen Geschirr des Krönings.

Anguß: Wenn die Farbe des Scherbens nicht „schön“ genug oder dieser zu grob ist, macht man einen Brei aus weißer Tonerde oder aus dem gleichen, nur viel feineren Material und färbt diesen z. B.

mit rotem Eisen (s. o.). In diesen Brei taucht man das ganze Stück oder begießt es damit. Eine kleine Menge trocknet auf dem trockenen Scherben sofort an und bildet eine dünne Schicht, auf die dann z. B. die Bemalung kommt, darüber die Glasur.

Verzierung: kann plastisch sein, plastisch aufgelegt, geritzt, eingeschnitten, durchgeschnitten, gekniffen, gebuckelt, gebault, gestempelt (einfache oder Rollstempel), oder farbig, mit dem Pinsel (Fayence) aufgetragen oder mit dem Malhorn (auch Gießbüchse, siehe Abb. 14!), das für die Irdenware kennzeichnende Verfahren, das dem Auftragen von Creme auf eine Torte mit einer Tüte ähnelt.⁸⁾ Ferner kann die Farbe aufgespritzt sein. Nur ein kleiner Teil dieser Möglichkeiten ist im Pustertal benützt worden: geritzte Riefen und Wellenbänder, bei frühen Kacheln aufgelegtes Relief, Malhorn- u. Spritzdekor. Schüsseln aus dem Krönung haben gelegentlich gekniffene Ränder. Nur frühe Kacheln haben Pinselmalerei.

Farben: sind immer bestimmte Metalloxyde, wobei sich die endgültige Farbe im allgemeinen erst durch das Brennen einstellt. Eisen ergibt rot bis rostbraun, Zinn weiß, Mangan braun bis schwarzbraun, manchmal metallisch lustrierend, Kupfer grün, Antimon gelb, Kobalt blau. Oft haben die Hafner Farben selber gegraben oder Farberden oder Metallabfälle in der Nähe beschafft, z. B. Kupferabfälle beim Kupferschmied, die dann mit Harn in irdenen Töpfen angesetzt wurden. Über die berühmte gelb-braune Farbstellung des Pustertales siehe unter Bruneck! — Blau gibt es, wegen seines seltenen Vorkommens, bei Hafnergeschirr früher nur in bestimmten Gegenden, im Pustertal erst in der 2. Hälfte des 19. Jhdts., dann aber in einer besonders schönen Anwendung bei den mehrfarbig gespritzten Sachen. Die für das Pustertal charakteristischen Farben und Schmuckarten werden weiter unten bei den einzelnen Formen noch besprochen.

Die ältesten Stücke von Geschirr, die wir mit guter Sicherheit dem Pustertal zuschreiben können, stammen erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. Das älteste datierte Stück, wohl sicher aus Bruneck, ist eine halbtiefe Schüssel, Inv. Nr. 4117 im Bayrischen Nationalmuseum, datiert 1773, mit 418 mm Durchmesser. Die Verbindung von kleiner Mulde, breiter Fahne und eingezogenem Rand war so vielleicht für das Pustertal in dieser Zeit charakteristisch. Die Farbe des Scherbens liegt zwischen rot und lederfarben, er ist sehr fein. Auf der Unterseite ist das Stück „rauh“, das heißt unglasiert, und nachträglich abgedreht, wie eigentlich alle größeren Pustertaler Stücke (Siehe unter Bruneck!). Da Abdrehen nur in wenigen festumrissenen Gebieten gebräuchlich war, und ein anderes Gebiet kaum in Frage kommt, deutet auch dies sicher auf das Pustertal. Die Bemalung (Malhorn) ist hellgrün auf oliv-dunkelgrün. Sie ist rein graphisch. Der Typus entspricht ziemlich genau der mittelfränkischen Krautschüssel. Ein nach Form, Größe und allen sonstigen Merkmalen sehr ähnliches Stück, wieder im Bayrischen Nationalmuseum, Inv. Nr. 4135, hat hellgelben Grund mit dunkelbrauner Malerei und ist datiert 1776 oder 1770. Bei beiden Schüsseln ist die Bemalung etwas säuberlich und ängstlich, und wenn einem jemand sagte, sie sei so noch nicht lange in Übung gewesen, so würde man es glauben. Dagegen ist die Form unerhört sicher, lange geübt und gereift.

Eine tiefe Schüssel (Abb. 10, Inv. 64 10 13) trägt innen auf dem Boden die Inschrift: 9/6 Bruneck 1911. Sie wurde ver-

wendet in Kosten, Gemeinde Aßling. 1911 wurde der Hof umgebaut. Für die Verköstigung der Bauleute kaufte man neue große Schüsseln, von denen sich diese erhalten hat. Sie hat hellroten, sehr feinen Scherben mit einzelnen Poren, dünn abgedreht. Formale ist die Arbeit noch ausgezeichnet. Innen ist der Grund schmutzig weiß, Bemalung Malhorn braun, blaugrün und senfgebilb.

Ein Krapfenteller, Inv. (63 01 21) 421 mm Durchmesser, trägt auf dem Boden kaum leserblich die Inschrift: An Gottes Segen ist alles gelegen 19-18 IHS. Abgesehen davon, daß dieser Spruch im Bereich der Keramik sonst eher zu einer evangelischen Gegend gehört, war die Anbringung von Sprüchen im Pustertal, wie überhaupt im Bereich des bairischen Stammes nicht üblich. Ausnahmen mögen selten gemacht worden sein, wie ein anderer Krapfenteller von 1866 zeigt. Beide Male ist die Arbeit formal gut und typisch, daher interessiert uns das Datum als Anhalt für andere undatierte Stücke.

Was wir dem Pustertal als Herstellungs-ort sicher zuschreiben können, liegt also zwischen 1770 und 1920, das macht 150 Jahre aus. Was davor liegt, ist noch unsicher in der Zuschreibung, was danach gemacht wurde, hat andere Bahnen eingeschlagen müssen, um zu überleben, und interessiert uns hier nicht.⁹⁾

Die bekannteste und dem Pustertal allein eigentümliche Form ist der Krapfenteller, von dem es angeblich Stücke bis zu über einem Meter Durchmesser gegeben hat. Sehr große Stücke bis zu 700 mm Durchmesser finden sich öfter. Damit ist der Krapfenteller die größte regelmäßig hergestellte Geschirrforn des deutschen Sprachgebietes. Siehe Abb. 9a-d! Inv. (63 01 25). Im östlichen Pustertal ist er für gewöhnlich kleiner und heißt dann meist Blattidella, bei gleicher Grundform. Er dient also hier zur Aufnahme von Blattstücken, einem früher sehr beliebten Essen aus aufeinandergelegtem flachem Backwerk von etwa 20 bis 25 cm Durchmesser mit einer bzw. vielen Zwischenlagen aus gemahlenem „Magen“ (Mohn) oder Birnenmehl, gewöhnlich mit Schmalz übergossen, auch Rahm wurde verwendet. Das Backwerk gab es in einer dickeren Werktags- und einer dünneren Sonntags- oder Kirchtags-Ausführung. Nach Bedarf wird die Zahl der Schichten und damit die Höhe variiert, der Durchmesser ist immer etwa gleich, so daß der Blattidella stets mit etwa 35 cm Durchmesser auskommt. Aus dem Stock werden wie bei einer Torte Keile herausgeschnitten. Für den Genuß ist ein kräftiger Magen unbedingte Voraussetzung. Ob das Fehlen der großen Formen des „Grapfmedillas“ im östlichen Pustertal mit der Größe der Krapfen oder der Hofgröße oder mit der Verwendung anderer Werkstoffe zusammenhängt, ließ sich nicht ermitteln. Jedenfalls gab es den Krapfenteller auch aus Holz, ferner aus verzinnem Kupfer und aus Eisenblech.¹⁰⁾ Hölzerne (Siehe Abb. 11!) sind einzeln erhalten, kupferne, (Siehe Abb. 12!) die es früher

7) Die Ausstellung zeigt einige Stücke solchen Schwarzgeschirrs als Kontrast zur Pustertaler Ware.

8) Die Ausstellung zeigt ein Malhorn von Johann II Steger aus Abfaltersbach.

9) Das älteste Stück der Ausstellung mag von etwa 1780 sein, das jüngste datierte eben von 1918, mehrere Stücke können dem Anfang des 19. Jhdts. zugewiesen werden, sodaß eine Übersicht über diesen Zeitraum einigermaßen zu Stande kommt. Eine für 1866 im Bayrischen Nationalmuseum in München geplante Ausstellung soll versuchen, durch Zusammentragen von Leihgaben das Bild zu vervollständigen.

10) Die Ausstellung kann, z. T. mit Leihgaben aus Niederdorf, für die hier noch einmal gedankt sei, die drei anderen Werkstoffe Holz, Kupfer u. Eisen zeigen.

Bruneck: 1811 4 Hafner, 1 Drechsler, keine Hafnerbinder, keine Ziegler. Dennoch kennen wir schon viele Meisternamen durch die Arbeit von Ringler, der Zunftbücher ausgewertet hat. Diese sollen hier nicht wiederholt werden. Der letzte noch lebende Hafnermeister aus der Hafnerdynastie Kuntner, Julius Kuntner, machte mir noch eine Reihe von technischen Angaben, die bei späteren Forschungen rückwärts führen mögen. Noch zu seinen Jugendzeiten vor dem ersten Weltkrieg wurde von der Produktion nichts verschickt, was die oben gegebenen statistischen Überlegungen bestätigt. Karner aus dem Vinschgau, die Obst brachten, nahmen aber Geschirr mit nach Hause. Schwarzes Geschirr bezog die Kuntnerwerkstatt selber aus der Gegend von Laibach und aus Marburg. Ein Onkel war von dort und kannte die Bezugsquellen. Die sogenannten „kertanen Hafner“ waren feuerfester als das eigene Geschirr. Der eigene „Loam“ war besonders rein und wurde nicht geschlämmt. Der weiße Pfeifenton wurde von Vicenza bezogen, es gibt ihn nicht im Pustertal. Dagegen gibt oder gab es bei Bozen halb weißen Ton. Die alte Farbstellung braun-gelb „ohne Grund“ wurde damals nicht mehr gemacht. Der Vater arbeitete noch mit bis zu 10–12 Gesellen. Ein Brennofen war nur für Ofenkacheln, der zweite für Geschirr bestimmt. Bis 1951 wurde mit Holzscharwen gefeuert, und die Brenntemperatur mit dem Auge beurteilt. Seitdem wird elektrisch geheizt und mit dem Segerkegel gemessen. Böden und Unterseiten von Schüsseln wurden stets im halbtrockenen Zustand abgedreht („odrahn“), dadurch wird der ursprünglich dicke Boden dünner, was besser ist.

Tuttkrüge mit „Zapfi“ machte man für das Pustertal, Sierlkrüge, meist gelb, für das Gadertal, Doppelhäfen gelegentlich „als Gaudi“. Honigkrüge seien, meint Julius Kuntner, im Pustertal (in der oft publizierten und gesammelten Form) nicht, sondern mehr in der bozener Gegend im Gebrauch gewesen. Eine Verwendung für Honig hält auch er für ausgeschlossen („naa“). Krapfenteller waren die flachen bis halbtiefen Schüsseln. Milchschüsseln machte man sehr viel in drei Größen, die Glasur war meist gelb direkt auf dem Scherben, weil ein „weißer Grund“ (Anguß) sie leichter abblättern läßt. Der Boden war „breit“. Man hatte eine eigene Milchschüsselglasur, die besser aufrahmen sollte. Der Rahm wurde mit einem Holzspan zurückgehalten. Das Stück kostete 4 Kreuzer. Oft hatte eine Bäuerin davon 15–20 Stück. Damit die Milch nicht sauer wurde, wurden sie immer wieder „ausgesotten“.

Für das Mahlen der Glasuren hatte man zwei eigene Glasurmöhlen am Bach. Das wichtigste Material, die Bleiglätte, erhielt man von einem Bleibergwerk in der Nähe von Klagenfurt. Gemahlen wurde im Frühjahr und im Herbst, die Zeit betrug 20 bis 22 Stunden, die Mühle hatte große Mühlsteine wie eine Kornmühle. Zum Aufbewahren diente ein eigenes „Glasurbanzele“.

Beim Malen machten nur die Ringe und die ringförmigen Wellen („Ringeln“) die Männer auf der Drehscheibe, die andere Malerei machten Frauen. Die Tante Crescenzenz, geb. Kuntner, verheh. Fauster, von der so viele vorzüglich erhaltene Schüsseln und Teller vorhanden sind, die so gut malte, daß man ihre Arbeit sofort erkennt, malte hauptsächlich vor der Verheiratung, später nur noch gelegentlich. Sie hat sonst mehr gestickt und sogenannte Hardangerarbeiten gemacht, woraus man ihre Kenntnis vieler Dekorformen und Motive verstehen kann. Gespritzt hat man, meint Julius Kuntner, vermutlich von je her, es kam aber besonders in Übung, als man eine Frau fand, die es besonders gut

konnte und über 40 Jahre lang machte. Immer wieder wurde sie dafür geholt.

Die 5 Hafner in Bozen machten wohl nur oder fast nur Öfen. Außer dem Schwarzgeschirr, das man selber bezog, kannte man im Wesentlichen nur das Bayrische. Es hatte einen guten Namen, und war besonders „besser beim Feuer“, d. h. kochfester. Geschirr aus dem Friaul kannte man nicht.

Enneberg: 1811 hatte das LG Enneberg 1 Hafnerbinder, dagegen weder Hafner noch Ziegler noch Drechsler. 1838 Franz Pupp aus E. aufgedingt in Bruneck als Lehrling bei Joseph I Kuntner.

Glurns: 1811 im LG 2 Hafnerbinder, 2 Hafner, 1 Ziegler und 4 Drechsler, zusammen 502 Handwerker auf 8.089 Einwohner.

Hall: 1811 im LG 4 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler und 2 Drechsler, zusammen 501 Handwerker auf 12.668 Einwohner.

Hopfgarten: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler, 1 Drechsler, zusammen 143 Handwerker auf 6.286 Einwohner.

Imst: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler, 5 Drechsler, zusammen 475 Handwerker auf 11.210 Einwohner. Damals war Imst bekannt als Zentrum des Kanarienvogelhandels, der sich über ganz Europa erstreckte. Marktrecht bestand seit 1282.

Innsbruck: 1811 hatte die Stadt 1 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler, 3 Drechsler, zusammen 451 Handwerker auf 8.811 Einwohner. Das LG hatte 1 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler und 1 Drechsler, zusammen 365 Handwerker auf 9.911 Einwohner. Nach einer anderen Quelle bestand zur gleichen Zeit in der Nähe eine Ziegel- und Kalkbrennerei mit 4 Arbeitern, die jährlich für 4.000 fl produzierten, davon die Hälfte „ins Ausland“. Gegen Hall zu gibt es heute noch die Flurbezeichnung Loamgrub'm. Erinnert sei an die berühmte Hafnerfamilie Gandtner im 16. und 17. Jhd.

Kaltern: Joh. Bapt. Piziör aus Fassa wird 26. 6. 1813 in Bruneck bei Joseph I Kuntner aufgedingt. Dabei heißt es: „war schon 1½ Jahre beim Hafner in Kaltern“.

Kastelruth: 1811 war im LG K. nur 1 Drechsler, zusammen 197 Handwerker auf 6.886 Einwohner. Hafner Hans Kawrza, später in Lienz, soll zu Anfang des 19. Jhd. längere Zeit in der gräflichen Wolkenstein'schen Kachlerei in K. gearbeitet haben.

Kitzbühel: 1708 erhielten die kitzbüheler Hafner zusammen mit anderen Handwerkern eine Handwerksordnung, dasselbe noch einmal 1764. 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 3 Hafner, 1 Ziegler und 2 Drechsler, zusammen 341 Handwerker auf 15.072 Einwohner.

Klausen: im LG 1811 8 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler, 2 Drechsler, zusammen 344 Handwerker auf 10.705 Einwohner. Die vielen Hafnerbinder überraschen und deuten auf die bevorzugte Verkehrslage, vielleicht waren diese aber auch Grödner. Klausen war Umschlagplatz für Holzwaren aus Gröden.

Kufstein: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 3 Hafner, 1 Ziegler und 3 Drechsler, zusammen 860 Handwerker auf 14.669 Einwohner. 13. Jhd. Markt, 1329 Stadtrechte wie München.

Lana: 1811 hatte das LG L. 1 Hafnerbinder, 2 Hafner, 1 Ziegler und 3 Drechsler, zusammen 250 Handwerker auf 8.884 Ein-

wohner. Joseph I Steger aus Abfaltersbach kauft eine alte Hafnerei in Lana, später geht diese an Karl Indra über. Einige Schüsseln im Museum in Bozen sind vielleicht aus Lana.

Landeck: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 1 Hafner, 1 Ziegler, 3 Drechsler, zusammen 458 Handwerker auf 12.846 Einwohner.

Lienz: hatte seit etwa 1240 Stadtrecht. 1862 wird erwähnt: „...2000 Einwohner... die viele Eisen- und Messingwaren liefert... Teppiche webt... Speditionshandel zwischen Triest und Deutschland...“

Aus den Regesten J. Oberforchlers im Archiv von Schloß Bruck kennen wir eine Reihe von Meisternamen, die hier, ergänzt durch die Ringlerschen Angaben, chronologisch mitgeteilt seien:

(1) Walter Sannter: 13. 5. 1578 wird erw. WS, Bürger und Kachler in Lienz sel... seine Witwe Anna sel... Kinder Christoph und Elisabeth. Die Witwe Anna war später verheiratet mit (3) David Springenkle, Bürger und Kachler zu Lienz, die Tochter Elisabeth ist nun verheiratet mit Veit Dräschl zu Aineth.

(2) Marx I Weyer (1546–1604) ab 1582 erw. als Bürger und Kachler zu L.; 1587 und 1590 wird vom Ausschuß der Stadt gewählt. 1590 erhält Auftrag, den Kachelofen in der Ratsstube des Rathauses neu aufzusetzen. 1598 erw. die Lehrzeit für „Kachler oder Hafner“ 4 Jahre. 1599 (seine Frau Walburg ist Witwe des Mathes Stöckinger, Bürger und Gerichtsprokurator. Sie ist im unzeitigen Kindbett. Sie hat von MW mehrere Kinder, diese sind alle gestorben. Er ist Ratsbürger. 27. 5. 1599 die Frau stirbt, sie war die Schwester des Hanns Zorn, Kürschner zu Kötschach. 1602 MW, Bürger und Kachler in L. 56 Jahre alt, war schon 1572 in L. 18. 4. 1605 MW Ratsbürger und Kachler „letztes Jahr“, heute sein Dreißigist. Er hatte 5 Frauen, von der Frau Margarete Guetmännin die Kinder Hanns und Karl. Von seiner Witwe Magdalene... nur die Kinder Jeromias und Benigna. Von seiner 1. Frau Elisabeth Englmanin ist der älteste Sohn (4) Marx II auch Kachler. — Die Regesten geben im Ganzen 14 Daten.

(3) David Springenkle (1544–1605) 13. 5. 1578 DS Bürger und Kachler in L. Seine Frau Anna war die Witwe des (1) Walter Sannter, Bürger und Kachler in L. 12. 3. 1590 DS begibt sich wieder „in die Fremde“ und macht Testament. Seine Frau Barbara Enzenspergerin, Kinder Felicitas, Christine und Ursula. 21. 1. 1594 DS als Zeuge in L. 10. 2. 1595 DS Bürger und Kachler in L. 1598 Ratsmitglied 9. 9. 1604 DS Bürger und Kachler „bei 60 Jahre alt“. 28. 6. 1605 DS Ratsbürger und Kachler ist f. Dreißigist. Seine Frau Barbara Enzenspergerin ohne Kinder. Witwe Apollonia mit ungen. Kindern. 29. 1. 1607 seine Witwe Apollonia Laderin heiratet (7) Gilg Gabreiter, Kachler in L. 1611 seine Witwe krank, macht Testament. 20. 4. 1611 Dreißigist seiner Witwe Apollonia Laderin, des (7) Gilg Gabreiter, Kachler Frau sel... Es sind von DS Kinder da. 3. 11. 1613 die Kinder Lorenz, Paul und Katharina verkaufen dem (7) Gilg Gabreiter, Kachler, ihr Haus in der Münichgasse (Bp. 212) um 200 fl. Der Sohn soll beim Käufer das Kachlerhandwerk lernen.

(4) Marx II Weyer: 26. 5. 1609 MW, Bürger und Kachler in L. verwehst dem Ulrich Unterberger seine vom Vater (2) Marx I W. sel. ererbte Behausung am untern Platz (Bp. 63 oder 64) gegen einen Teil des Nachbarhauses. 20. 7. 1611 MW, Bürger und Kachler in L. und die Gerhaben (Vormünder) seiner minderjährigen Geschwister verkaufen dem Sigmund Freiherr v. Wolkenstein aus ihrer Behausung

am untern Platz eine Hofstatt oder Winkel an den Liebburggarten stoßend um 28 fl.

(5) Georg Werndl: 15. 5. 1607 dem GW, Kachler wird bewilligt, in L. zu hausen und sein Handwerk zu treiben.

(6) Franz Zimmermann: 27. 7. 1673 erw. FZ, Kachler in L. „bei etlich und 30 Jahre“ alt.

(7) Gilg Gabreiter: 29. 1. 1607 GG, Sohn des Veit G. in Bruneck, heiratet Apollonia Laderin, Witwe des (3) David Springenkle. 1611 seine Frau krank, macht Testament. 18. 5. 1611 GG, Kachler heiratet Dorothea, Tochter des Peter Rachen zu Liebenhaimb bei Bruneck. 3. 9. 1613 GG, Inwohner und Kachler kauft von des sel. (3) David Springenkle Kindern deren Haus in der Münichgasse um 200 fl. Er nimmt den Stiefsohn Lorenz Springenkle als Lehrling auf. 1620 GG als Aufseher der Müller und Lädler best. 1622 GG wird als Rotmann für die Münichgasse bestellt und als Aufseher der Müller und Bäcker. 1625 GG wird Weinschätzer. 20. 3. 1627 GG, Kachler „in die 20 Jahre“ in L. erhält Bürgerrecht und zahlt 12 fl. 1630 Rottmann in der Münichgasse. 19. 2. 1652 als † bez. Sein Sohn (8) Jakob auch Kachler.

(8) Jakob Gabreiter: 19. 2. 1652 JG Kachler, Sohn des (7) Gilg G., Bürger und Kachler in Lienz sel. Lehrbrief. Lehrzeit 3 Jahre, Lehrgeld 18 fl und 1 Thaler Verehrung.

(9) Simon Kobl: 14. 3. 1639 SK, Inwohner und Kachler in L. 7. 11. 1642 SK, Bürger und Kachler verkauft dem Balthasar Possenig Haus und Metzstuhl im Oberdorf (Thurn) um 40 fl. 1645 erw. Kachler in L. 4. 8. 1651 SK, Bürger und Kachler in L. „jetzt aber zu Abling sessig“. 14. 12. 1651 SK, „jetzt beim Untermayr zu Abling“. 14. 12. 1652, seine Frau Eva Gridlingin ver-tauscht ihr Kuchgut beim Untermayr zu Abling gegen die Großdörnhube im Oberdorf Abling. 25. 4. 1654 SK, Bürger und Kachler zu L. und Großdörner im Oberdorf verkauft dem Andrä Mayr die Großdörnhube im Oberdorf Abling um 1200 fl. 2. 6. 1654 seine Frau wie vor macht Testa-ment. 1. 10. 1657 SK, Bürger und Kachler ist †, Dreißigist, Witwe Eva Gridlingin. 18. 12. 1659 seine Witwe ist krank, macht Testament. 25. 2. 1660 Dreißigist seiner Witwe Eva G. 7. 4. 1660 seine Behausung wird den Mayrischen Kindern verliehen.

(10) Simon Mayr: 15. 10. 1694 SM, Inwohner und Kachler zu L. ist gestorben, Witwe Maria Teisin (vgl. (11) Johann Hueber.)

(11) Johann Hueber: 26. 2. 1698 JH, Kachler in L., seine Frau Maria Teisin (vgl. (10) Simon Mayr.)

(12) Michael Zimmermann: 2. 4. 1699 MZ, Kachler in L.

(13) Christoph Pleißmayr (um 1721) war Hafner in Lienz. War bei Jakob Grö-ßer in Bruneck in der Lehre, ging dann nach Bozen, später in L. als Meister auf-genommen.

(14) Johann Fleißmayr: (P?) 1791 in L. 2 Hafner, JF und (15) Ignaz Zimmermann, s. d.

(15) Ignaz Zimmermann: 1791 in L. 2 Hafnermeister. Sie verarbeiten zusammen 165 ctr. Material im Wert von 334 fl zu Öfen und Geschirr. Einer hatte 1 Gesel-ten, der andere 1 Lehrling. Sie deckten beide zusammen den Bedarf der Stadt und des LG vollkommen und lieferten nichts nach außen.

(16) Franz Ganzer: geb. um 1780 Lienz, gest. 15. 6. 1845 L.

(17) Thomas Ganzer: geb. um 1800 Lienz, (Sohn von (16), 11. 6. 1818, freigespro-chen Bruneck, Lehrmeister Franz Winter-leitner.

(18) Hans Kawrza: aus Tabor in Böh-men, arbeitete länger in Kastelruth (s. d.) gründet Hafnerei in L., etwa 1835, gest. 11. 2. 1866 Lienz.

(19) Johann Kawrza: Sohn von (18) Hans K., gest. 1897 L.

(20) Franz I Kawrza: Sohn von (19), lernte uA in Deutschland und Schweden, modernisierte den Betrieb in L.

(21) Franz II Kawrza: Sohn von (20), leitet heute den Betrieb, hat drehen von Geschirr gelernt, macht heute nur noch Öfen. Lernte in der keramischen Meister-schule Halle/Saale.

Sankt Lorenzen: Das Brunecker Zunft-buch ab 1752 umfaßt auch die Hafner von St. L. Es nennt von 1752 bis 1861 9 Meister in Bruneck, 3 in St. L. und 1 Meister in Mühlen (Taufers), im Bruderschaftsbuch weitere 13 Meister, dazu hat Ringler 10 weitere Meister ermittelt, was zusammen 23 Meister in 110 Jahren ergibt. Da auch die gleichen Tongruben benützt wurden, werden sich die Lorenzen Erzeugnisse prinzipiell nicht von den Bruneckern trennen lassen, es sei denn, es gelänge, alle Werkstätten zu differenzieren. Hin-weise auf eine bestimmte Lorenzner Werk-statt wurden oben schon gegeben. Die Untersuchung der Kirchenbücher mit dem Ziel, genaue Meisterlisten zu gewinnen, fehlt leider auch hier.

Mals: eines der Hauptnester der Haban-ner im 16. Jhdt., zusammen mit Sfruz, wo es blühende Hafnerei gab.

Meran: im LG 1811 ./. Hafnerbinder, 2 Hafner, 2 Ziegler und 1 Drechsler, zu-sammen 415 Handwerker auf 13.820 Ein-wohner. Zu gleicher Zeit Erwähnung eines Vorkommens von Porzellanerde.

Mühlbach: 1811 hatte das LG M. 3 Haf-nerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler und 1 Drechsler, zusammen 186 Handwerker auf 6.492 Einwohner.

Mühlen (Taufers): Joh. Jos. Wolff aus Dillingen, gest. 1768, arbeitete als Hafner in M. Arbeiten nicht bekannt.

Nauders: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, 1 Hafner, ./. Ziegler, 5 Drechsler, zusammen 257 Handwerker auf 4.041 Einwohner.

Neustift bei Brixen: Im 16. Jhdt. arbei-tet dort Marcell Wintzerl als Hafner. Der Sohn Jacob W. wird Hafner in Meran, hei-ratet dort 1561.

Niederdorf: hatte wahrscheinlich jäh-rhundertlang eine Hafnerwerkstatt. Die Werkstatt Duracher (Turacher) arbeitete bis in die 2. Hälfte des 19. Jhdt. Das Ge-schirr war aber nicht gut, es sprang sehr leicht beim Feuer. Aus der gleichen Lehm-grube in Niederdorf holte man Lehm für Ziegel.

Nonsberg: immer wieder als bedeuten-des Hafnergebiet erwähnt, ohne daß bis-her Einzelnes erforscht oder greifbar wäre. Die „Honigkrüge“ sollen angeblich daher sein.

Passer: Das LG hatte 1811 4 Hafnerbin-der, ./. Hafner, ./. Ziegler und 1 Drechsler, zusammen 118 Handwerker auf 5.769 Ein-wohner.

Patriasdorf bei Lienz: Gottlieb Tröger aus Abfaltersbach, 2. Sohn von (5) Andreas I. T. in Abfaltersbach, 1805 als Hafnermeister in P. erw., gest. 2. 1. 1814.

Rattenberg: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 4 Hafner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zu-sammen 512 Handwerker auf 16.159 Einwoh-ner. Der Ort selbst hatte 1825 831 Einwohner, 1910 702 Einwohner, 1811 wird ein Vorkom-men von Erdkobalt erwähnt, wichtig we-

gen der seltenen blauen Farbe, ferner Lehm- und Tonvorkommen. Der Absatz ging überwiegend innabwärts. 1393 Stadt.

Ried: 1811 im LG 2 Hafnerbinder, ./. Haf-ner, ./. Ziegler, 5 Drechsler, zusammen 371 Handwerker auf 6.766 Einwohner.

Sarnthal: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zusam-men 65 (!) Handwerker auf 4.025 Ein-wohner.

Schabs: Joseph II Holzfeind aus Bruneck, Sohn von Joseph I H., zieht von Bruneck nach Sterzing, dann nach Schabs und ar-beitet Anfang des 19 Jhdt. dort als Hafner-meister.

Schiandlers: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zusam-men 388 Handwerker auf 11.214 Einwoh-ner.

Schwaz: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, 5 Hafner, 1 Ziegler, 2 Drechsler, zusam-men 338 Handwerker auf 12.006 Einwohner. Zu gleicher Zeit erwähnt Ziegel- und Kalk-brennerei mit 1 Arbeiter und 800 fl. Um-satz jährlich. (Ringler nennt für 1810 nur 3 Hafner!)

Sfruz: siehe Anwerkung unter Mals. Im 18. Jhdt. hatte Sfruz offenbar eine große Herstellung von Kachelöfen.

Silz: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. Haf-ner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zusammen 515 Handwerker auf 11.447 Einwohner.

Steinach: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zusam-men 225 Handwerker auf 7.780 Einwohner. Dagegen erwähnt Ringler für 1810 1 Haf-ner.

Sterzing: 1811 hatte das LG ./. Hafnerbin-der, 1 Hafner, ./. Ziegler und ./. Drechsler, zus. 314 Handwerker auf 11.500 Einwohner, also einen hohen Handwerkerstand, Hafnerei aber nur für den Eigenbedarf der Stadt. 1837 hatte diese 1.380 Einwohner.

Strassen (bei Sillian): Die Gemeinde hieß früher Messensee (heute Fraktion von Strassen). Ein Hofname „Hafner“ im Orts-teil Heising hat mindestens im 18. Jhdt. schon bestanden, doch ließ sich Hafnerei nicht nachweisen.

Stubai: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, 10 Drechsler, zusam-men 114 Handwerker auf 3.726 Einwoh-ner.

Taufers: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. ./. Hafner, ./. Ziegler, 1 Drechsler, zusa-mmen 224 Handwerker auf 10.842 Einwohner.

Telfs: 1811 im LG 1 Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, 5 Drechsler, zusam-men 458 Handwerker auf 11.613 Einwohner.

Taisten: Auf der Taistner Vorderalpe gibt es den Flurnamen „Kachlöfen“, fer-ner einen „Hafneranger“ in Wiesen.

Trostburg: nach Ringler befand sich eine zweite wolkenstein'sche Hafnerei in T. auf der Herrenwiese.

Vierschach: Hofnamen „Hafner“.

Villnöß: Hafnerei in 3 Generationen, Fam. Peintner, Melchior Peintner † 1931.

Welsberg: Das LG hatte 1811 ./. Haf-nerbinder, 1 Hafner, ./. Ziegler und ./. Drechs-ler, zusammen 349 Handwerker auf 8.392 Einwohner. Die Schüsseldreherei im Gsies, die damals ohne Zweifel noch stark war, ist also statistisch nicht erfaßt. Der eine Hafner wird der in Niederdorf sein.

Zell: 1811 im LG ./. Hafnerbinder, ./. Hafner, ./. Ziegler, ./. Drechsler, zusam-men 147 Handwerker auf 10.390 Einwoh-ner.¹⁶⁾

¹⁶⁾ Stücke mit 6-stelliger Inventar-Nummer be-finden sich in Privatbesitz.